

Christiane Lutz
Psychologisches Wissen im Märchen
Konfliktthafte Familienkonstellationen im Märchen

Opus magnum 2003
Alle Rechte bei Christiane Lutz

Erstmals erschienen Fellbach-Oeffingen: Bonz 1988

Inhalt

1. Die psychologische Ausgangssituation: Erzieherische Haltungen im Märchen

1.1 Die fordernd-repressive Erziehungshaltung
Das Märchen vom Eisenhans
Bewusstsein als Werdeprozess überwindet Lebensunsicherheit

1.2 Die verwöhnende Erziehungshaltung
Das Märchen vom König Drosselbart
Leidvolle Erfahrungen führen zu Selbsterkenntnis und Würde

1.3 Die rationalisierende Erziehungshaltung
Das Märchen von Prinzessin Mausehaut
Einfühlen, Erfühlen, Mitfühlen kompensieren den einseitigen Verstand

2. Der Weg als Tat im Märchen

2.1 Das Märchen von der klugen Else
Angst vor dem Weg lässt in der Verleugnung verharren

2.2 Das Märchen von der Gänsemagd
Der Entwicklungsweg der muttergebundenen Tochter auf der Suche nach dem Männlichen

2.3 Das Märchen von den sechs Dienern
Der Weg des vitalen Sohnes in Auseinandersetzung und Abgrenzung von machtvollen Elternbildern

3. Konfliktthafte Familienkonstellationen im Märchen

3.1 Das Märchen von Hans mein Igel

Schicksalhafte Verkettungen finden über Läuterung zur Lösung

3.2 Das Märchen von den drei Federn

Akzeptieren der Unterschiedlichkeit in der Geschwisterposition führt zur Erkenntnis eigenen Wertes

3.2 Das Märchen vom liebsten Roland

Lösung aus belastender Abhängigkeit führt über den Verzicht zur Partnerreife

4. Leben und Tod im Märchen

Das Märchen: Jugend ohne Alter und Krankheit, ohne Tod

Das Suchen zwischen Illusion und Realität hilft, die Lebenslüge zu durchschauen und zur Wahrheit zu finden.

1. Die psychologische Ausgangssituation: Erzieherische Haltung im Märchen

Märchen in ihrer bunten Fülle, ihren vielschichtigen Handlungsabläufen, ihrem gelegentlich dramatischen Geschehen sind nicht nur bunt schillernde, häufig holzschnittartig gestaltete Geschichten für Kinder und Liebhaber, sie sind Abbilder menschlichen Fühlens und Erlebens, voll tiefgründigen Wissens über Spannungen und Konflikte, wie sie sich unter Menschen im engen Familienkreis täglich neu konstellieren.

Über ein Verdeutlichen der Spannungsfelder hinaus bieten sie Lösungsmöglichkeiten an, die, als psychologische Erkenntnis verstanden, den Einzelnen, vor allem dem Heranwachsenden helfen können, sein Schicksal bejahend in die Hand zu nehmen und seine individuellen Entwicklungsmöglichkeiten zu verwirklichen.

Die Märchen sind damit Träger menschlicher Weisheit und Wahrheit. Sie geben ihre Erkenntnisse jedoch nicht in abstrakten Begriffen, sondern in symbolischen Bildern weiter, die es ahnend und handelnd zu entschlüsseln gilt. Nicht rationale Schlussfolgerungen, nicht abstraktes Wissen verschaffen den Zugang zu der oft rätselhaften Bildersprache,

sondern die "Lösung steht im Märchen selbst" (Anm. 1). Sinn und Bedeutung liegen als offenes Geheimnis im Märchen selbst, und unser Vorgehen, der Versuch, in der angemessenen Art zu fragen, erlaubt, das Wissen des Märchens in tatkräftigem Begreifen in unseren Alltag hinüber zunehmen.

Aber schon der Akt des Fragens nach dem Sinngehalt des Märchens wird zu einer Schwierigkeit. Und auch hier wird das "Wie" nicht vom Kopf, sondern vom Herzen entschieden. Zwei Einstellungsweisen dem Fragen gegenüber sind uns in der Mythologie überliefert: Parsifal (Anm. 2), der "reine Tor", versäumte aus falsch verstandenem Mitgefühl die rettende Frage nach der Wunde des Amfortas und verhinderte damit die Erlösung. Elsa (Anm. 3) stellte voreilig in unbezogener Selbstgefälligkeit die Frage nach dem Sein und zerstörte mit ihrer Ungeduld den Prozess des Reifens, bis es "an der Zeit" (Anm. 4) war.

Wenn wir die Bildersprache der Märchen erkennen wollen, ihre Geheimnisse im Bemühen um Hilfe für die Beziehungskonflikte des modernen Menschen innerhalb seiner Umwelt und seiner Wirksamkeiten nach außen lüften wollen, stehen wir vor der Schwierigkeit, ein Gleichgewicht zu finden zwischen Nähe und Zurückhaltung, zwischen dem Bedürfnis zu entschlüsseln, aber auch im Stehen lassen. Der Gehalt, die Wahrheit, das Wissen des Märchens wird sich dem, der gleichermaßen fragt und sich wartend betreffen lässt, erschließen.

Die ersten und vielfach lebenslang prägenden Konflikte entstehen in den Beziehungsräumen zwischen Erwachsenen und Kindern, in dem Raum, den wir mit Hilfe von Erziehung zu gestalten versuchen. Gibt uns das Märchen in seinen Bildern Hilfen, um Einstellungsweisen zu korrigieren, Einseitigkeiten zu vermeiden, um, eintauchend in das psychologische Wissen des Märchens, dem menschlich Angemessenen näher zu sein?

Im Bemühen um Antwort möchte ich verschiedene Erziehungshaltungen charakterisieren und ihren emotionalen Grundgehalt an ausgewählten Märchen deutlich machen. Neben Erkenntnissen, die individuelle Wirkweisen unseres Tuns verdeutlichen, soll aber auch das Wirken kollektiver Kräfte in ihrem Symbolgehalt veranschaulicht werden, die gleichermaßen archaische Ängste und heilende Kräfte mobilisieren.

1.1 Die fordernd-repressive Erziehungshaltung Das Märchen vom Eisenhans

Diese Erziehungseinstellung als Ausdruck einer überwiegend repressiven Einstellung zum Kind ist durch ein Gefälle zwischen Erziehern und Kind charakterisiert. Dieses erscheint dadurch natürlich gegeben, dass der Erwachsene der Wissende, der Überlegene, der Höherstehende ist, während das Kind in seiner Unwissenheit, Hilflosigkeit und Abhängigkeit als Unterlegener, als ein zu formendes Objekt angesehen wird. Neben Geboten und Verboten wirken als weitere Erziehungsmaßnahmen die Mechanismen von Lohn und Strafe. "Gutes", das heißt, ein den Vorstellungen der Erwachsenen entsprechendes Verhalten wird belohnt, anders sein zu wollen als "man gewünscht wird", den Gegensatz, die Distanz zu wagen, wird geahndet. Das Bedenkliche an dieser Erziehungshaltung dürfte die Tatsache sein, dass autonomes Verhalten, das Reflexion und kritisches Hinterfragen der Äußerungen des Erwachsenen beinhaltet, zum "bösen" Tun wird, während Gehorsam und Unterwerfung an sich bereits einen Wert darzustellen scheinen.

Aus der Perspektive des Kindes muss der Schluss gezogen werden, dass nicht so sehr Auseinandersetzung, Einsicht und Erkenntnis hinsichtlich des erzieherischen Verhaltens der Erwachsenen positiv sind, sondern Anpassung und Verdrängung eigenständiger Impulse Entwicklungsziel bedeuten.

Damit muss sich das Kind zwangsläufig als unvollkommenes, als hilfloses Wesen gegenüber einem allmächtigen Erwachsenen erleben. Problematisch wird diese Erziehungshaltung einmal, weil sie das Kind in seinen wertvollen Eigenkräften, in seinen schöpferischen Möglichkeiten, in seiner Bereitschaft, nonkonforme Vorstellungsmöglichkeiten zu erproben, in diesen seinen fantasievollen Strebungen einschränkt, behindert und beschneidet, zum anderen, weil das Kind sich auf Grund seiner realen Abhängigkeit mit der dirigierenden, einengenden Haltung der Eltern identifiziert und diese rigide, fordernde bis überfordernde Haltung in seinem Inneren zu einer eigenen, zumeist unbewusst wirksamen verbietenden und lieblosen Instanz aufbaut. Das hat in der Kindheit, im Leben des Jugendlichen bis hinein in das Dasein des Erwachsenen verheerende Folgen: Nicht die Liebe zur eigenen Person, sondern die kritisch-negative, verurteilende Bewertung eigener Impulse

und Bedürfnisse prägt die Selbsteinstellung.

Damit wird das Selbstgefühl des Kindes in erschütternder Weise untergraben, Selbstzweifel werden zum Grundmuster eigenen Seins und Tuns. Forderung und Überforderung treten an die Stelle adäquater Selbsteinschätzung, Lieblosigkeit zum Ich und zum Du prägen die Beziehung. Die verurteilten, vitalen Triebimpulse müssen unterdrückt, verdrängt oder geleugnet werden, und wie alles in den Untergrund Abgedrängte, entwickeln sie dort eine unheilvolle, das innere Gleichgewicht empfindlich störende Aktivität. Diese wiederum kann nur durch Entwicklung depressiv-resignativer Verhaltensweisen, durch die Neigung zu Rückzug und Passivität aufgefangen werden, um zu verhindern, dass die Gefühle der Verzweiflung ins Bewusstsein drängen und sich hier in Form von aggressiv-destruktiven Durchbrüchen Luft machen.

Gerade weil in der repressiv geprägten Interaktion zwischen Erwachsenem und Kind die persönliche Begegnung fehlt, treten anonyme, kollektiv geprägte Momente in den Vordergrund. Die Bildung eines eigenen Urteils, einer persönlichen Haltung zu Fragen der eigenen Person wie zur Umwelt sinkt ins Unbewusste ab. Dem Kollektiv zu genügen, der Anonymität Rechnung zu tragen, scheint wichtigste Lebensaufgabe zu sein. Statt einer vom Ich getragenen kritischen Haltung und Einstellung zur Welt der Objekte und Subjekte wird die Unterwerfung unter die Meinung der Masse zum bestimmenden Gradmesser eigener Lebensführung.

Die innere Unsicherheit, die durch den in Anonymität wirksamen kollektiven Druck entsteht, wird häufig kompensiert durch eine Pseudofestigkeit, eine Pseudomeinung. Im Brustton der Überzeugung, mit dem Anspruch, einer inneren Erkenntnis Ausdruck zu geben, werden kollektive Allgemeinplätze vertreten und verteidigt - Symbol für die Bereitschaft, sich Forderungen kritiklos zu unterwerfen, sich damit gleichzeitig aber auch mit unbewussten Ängsten zu identifizieren. Mithilfe dieser Verhaltensweisen eines Schein-Ichs wird versucht, eine Mauer, die mehr einer Fassade gleicht, aufzubauen als Bollwerk gegen die Bedrohung durch untergründig wirksame Triebimpulse.

Diese werden nicht selten vermittels der Projektion, einem Mechanismus,

der negative Eigenanteile am anderen verzerrt und überhöht wahrnimmt und ahndet, aus dem Bewusstsein verdrängt. In Empörung, in "gerechtem" Zorn über diese Eigenschaften, die nicht mehr als eigene Schattenseiten erkannt werden, scheint die eigene Einseitigkeit behoben, das innere Gleichgewicht wieder hergestellt zu sein.

Die Projektion, ein Wort für das Bild "vom Splitter im Auge des anderen, der schwerer wiegt als der eigene Balken", kann häufig nur mit Hilfe von aggressiv-autoritärem Machtanspruch aufrechterhalten werden. Suggestion und Manipulation des Einzelnen wie der Gruppe werden hierfür eingesetzt.

Die untergründige Ohnmacht, die trotz aller Abwehrstrategien gelegentlich ins Bewusstsein dringt, vertieft den Teufelskreis, der gleichzeitig auch die Entwicklung echter Autonomie verhindert: Schöpferische Eigenständigkeit, Abgrenzung und innere Unabhängigkeit bleiben unentwickelt, erscheinen sogar gelegentlich als ängstigende Zumutungen von außen, die die äußere und innere Sicherheit bedrohen.

Schrittweise verliert der Mensch die Möglichkeit, das Leben zu gestalten, es wird stattdessen abgelebt. Es verliert so seinen Sinn, wird ausgefüllt, statt erfüllt.

Ich möchte diesen Aspekt der repressiven Erziehung in seinen Gesichtspunkten der Forderung nach Unterwerfung und Gehorsam, der Unterdrückung von Triebimpulsen, in der Bekämpfung vitaler Ansprüche, anschaulich machen am Märchen vom "Eisenhans".

In sehr eindrucksvoller Weise wird hier das Konfliktfeld des machtvoll-autoritären Anspruchs umrissen. Der Entwicklungsweg in die verantwortungsvolle eigene Persönlichkeit wird zu einem individuellen Reifungsprozess. Normen und kollektiv geprägte Wertmaßstäbe verlieren ihren einengenden Charakter durch die Bereitschaft, Triebimpulse, sich darstellend in der Person des Eisenhans, zu positiven Kräften zu erlösen und zu integrieren.

Märchentext: Der Eisenhans (aus: Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Jubiläumsausgabe, Stuttgart: Reclam 1985/86)

Es war einmal ein König, der hatte einen großen Wald bei seinem Schloss, darin lief Wild aller Art herum. Zu einer Zeit schickte er einen Jäger hinaus, der sollte ein Reh schießen, aber er kam nicht wieder. "Vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen", sagte der König und schickte den folgenden Tag zwei andere Jäger hinaus, die sollten ihn aufsuchen, aber die blieben auch weg. Da ließ er am dritten Tag alle seine Jäger kommen und sprach: "Streift durch den ganzen Wald und lasst nicht ab, bis ihr sie alle drei gefunden habt." Aber auch von diesen kam keiner wieder heim, und von der Meute Hunde, die sie mitgenommen hatten, ließ sich keiner wieder sehen. Von der Zeit an wollte sich niemand mehr in den Wald wagen, und er lag da in tiefer Stille und Einsamkeit, und man sah nur zuweilen einen Adler oder Habicht darüber hinfliegen. Das dauerte viele Jahre, da meldete sich ein fremder Jäger bei dem König, suchte eine Versorgung und erbot sich, in den gefährlichen Wald zu gehen. Der König aber wollte seine Einwilligung nicht geben und sprach: "Es ist nicht geheuer darin, ich fürchte, es geht dir nicht besser als den ändern, und du kommst nicht wieder heraus." Der Jäger antwortete: "Herr, ich will's auf meine Gefahr wagen: von Furcht weiß ich nichts."

Der Jäger begab sich also mit seinem Hund in den Wald. Es dauerte nicht lange, so geriet der Hund einem Wild auf die Fährte und wollte hinter ihm her; kaum aber war er ein paar Schritte gelaufen, so stand er vor einem tiefen Pfuhl, konnte nicht weiter, und ein nackter Arm streckte sich aus dem Wasser, packte ihn und zog ihn hinab. Als der Jäger das sah, ging er zurück und holte drei Männer, die mussten mit Eimern kommen und das Wasser ausschöpfen. Als sie auf den Grund sehen konnten, so lag da ein wilder Mann, der braun am Leib war, wie rostiges Eisen, und dem die Haare über das Gesicht bis zu den Knien herabhingen. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn fort, in das Schloss. Da war große Verwunderung über den wilden Mann, der König aber ließ ihn in einen eisernen Käfig auf seinen Hof setzen und verbot bei Lebensstrafe, die Türe des Käfigs zu öffnen, und die Königin musste den Schlüssel selbst in Verwahrung nehmen. Von nun an konnte ein jeder wieder mit Sicherheit in den Wald gehen.

Der König hatte einen Sohn von acht Jahren, der spielte einmal auf dem Hof, und bei dem Spiel fiel ihm sein goldener Ball in den Käfig. Der Knabe lief hin und sprach: "Gib mir meinen Ball heraus." "Nicht eher", antwortete der Mann, "als bis du mir die Türe aufgemacht hast." "Nein",

sagte der Knabe, "das tue ich nicht, das hat der König verboten", und lief fort. Am andern Tag kam er wieder und forderte seinen Ball; der wilde Mann sagte: "Öffne meine Türe", aber der Knabe wollte nicht. Am dritten Tag war der König auf die Jagd geritten, da kam der Knabe nochmals und sagte: "Wenn ich auch wollte, ich kann die Türe nicht öffnen, ich habe den Schlüssel nicht." Da sprach der wilde Mann: "Er liegt unter dem Kopfkissen deiner Mutter, da kannst du ihn holen." Der Knabe, der seinen Ball wiederhaben wollte, schlug alles Bedenken in den Wind und brachte den Schlüssel herbei. Die Tür ging schwer auf, und der Knabe klemmte sich den Finger. Als sie offen war, trat der wilde Mann heraus, gab ihm den goldenen Ball und eilte hinweg. Dem Knaben war Angst geworden, er schrie und rief ihm nach: "Ach, wilder Mann, geh nicht fort, sonst bekomme ich Schläge." Der wilde Mann kehrte um, hob ihn auf, setzte ihn auf seinen Nacken und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein. Als der König heimkam, bemerkte er den leeren Käfig und fragte die Königin, wie das zugegangen wäre. Sie wusste nichts davon, suchte den Schlüssel, aber er war weg. Sie rief den Knaben, aber niemand antwortete. Der König schickte Leute aus, die ihn auf dem Feld suchen sollten, aber sie fanden ihn nicht. Da konnte er leicht erraten, was geschehen war, und es herrschte große Trauer an dem königlichen Hof.

Als der wilde Mann wieder in dem finstern Wald angelangt war, so setzte er den Knaben von den Schultern herab und sprach zu ihm: "Vater und Mutter siehst du nicht wieder, aber ich will dich bei mir behalten, denn du hast mich befreit, und ich habe Mitleid mit dir. Wenn du alles tust, was ich dir sage, so sollst du's gut haben. Schätze und Gold habe ich genug und mehr als jemand in der Welt." Er machte dem Knaben ein Lager von Moos, auf dem er einschlief, und am andern Morgen führte ihn der Mann zu einem Brunnen und sprach: "Siehst du, der Goldbrunnen ist hell und klar wie Kristall: du sollst dabeisitzen und Acht haben, dass nichts hineinfällt, sonst ist er verunehrt. Jeden Abend komme ich und sehe, ob du mein Gebot befolgt hast." Der Knabe setzte sich an den Rand des Brunnens, sah, wie manchmal ein goldener Fisch, manchmal eine goldne Schlange sich darin zeigte, und hatte Acht, dass nichts hineinfiel. Als er so saß, schmerzte ihn einmal der Finger so heftig, dass er ihn unwillkürlich in das Wasser steckte. Er zog ihn schnell wieder heraus, sah aber, dass er ganz vergoldet war, und wie große Mühe er sich gab, das Gold wieder abzuwischen, es war alles vergeblich. Abends kam der Eisenhans zurück, sah den Knaben an und sprach: "Was ist mit dem

Brunnen geschehen?" "Nichts, nichts", antwortete er und hielt den Finger auf den Rücken, dass er ihn nicht sehen sollte. Aber der Mann sagte: "Du hast den Finger in das Wasser getaucht: diesmal mag's hingehen, aber hüte dich, dass du nicht wieder etwas hineinfallen lässt." Am frühesten Morgen saß er schon wieder bei dem Brunnen und bewachte ihn. Der Finger tat ihm wieder weh, und er fuhr damit über seinen Kopf, da fiel unglücklicherweise ein Haar herab in den Brunnen. Er nahm es schnell heraus, aber es war schon ganz vergoldet. Der Eisenhans kam und wusste schon, was geschehen war. "Du hast ein Haar in den Brunnen fallen lassen", sagte er, "ich will dir's noch einmal nachsehen, aber wenn's zum dritten Mal geschieht, so ist der Brunnen entehrt, und du kannst nicht länger bei mir bleiben." Am dritten Tag saß der Knabe am Brunnen und bewegte den Finger nicht, wenn er ihm noch so wehtat. Aber die Zeit ward ihm lang, und er betrachtete sein Angesicht, das auf dem Wasserspiegel stand. Und als er sich dabei immer mehr beugte und sich recht in die Augen sehen wollte, so fielen ihm seine langen Haare von den Schultern herab in das Wasser. Er richtete sich schnell in die Höhe, aber das ganze Haupthaar war schon vergoldet und glänzte wie eine Sonne. Ihr könnt denken, wie der arme Knabe erschrak. Er nahm sein Taschentuch und band es um den Kopf, damit es der Mann nicht sehen sollte. Als er kam, wusste er schon alles und sprach: "Binde das Tuch auf." Da quollen die goldenen Haare hervor, und der Knabe mochte sich entschuldigen, wie er wollte, es half ihm nichts. "Du hast die Probe nicht bestanden und kannst nicht länger hier bleiben. Geh hinaus in die Welt, da wirst du erfahren, wie die Armut tut. Aber weil du kein böses Herz hast und ich's gut mit dir meine, so will ich dir eins erlauben: wenn du in Not gerätst, so geh zu dem Wald und rufe >Eisenhans<, dann will ich kommen und dir helfen. Meine Macht ist groß, größer als du denkst, und Gold und Silber habe ich im Überfluss."

Da verließ der Königssohn den Wald und ging über gebahnte und ungebahnte Wege immerzu, bis er zuletzt in eine große Stadt kam. Er suchte da Arbeit, aber er konnte keine finden und hatte auch nichts erlernt, womit er sich hätte forthelfen können. Endlich ging er in das Schloss und fragte, ob sie ihn behalten wollten. Die Hofleute wussten nicht, wozu sie ihn brauchen sollten, aber sie hatten Wohlgefallen an ihm und hießen ihn bleiben. Zuletzt nahm ihn der Koch in Dienst und sagte, er könnte Holz und Wasser tragen und die Asche zusammenkehren. Einmal, als gerade kein anderer zur Hand war, hieß ihn der Koch die

Speisen zur königlichen Tafel tragen, da er aber seine goldenen Haare nicht wollte sehen lassen, so behielt er sein Hütchen auf. Dem König war so etwas noch nicht vorgekommen, und er sprach: "Wenn du zur königlichen Tafel kommst, musst du deinen Hut abziehen." "Ach Herr", antwortete er, "ich kann nicht, ich habe einen bösen Grind auf meinem Kopf." Da ließ der König den Koch herbeirufen, schalt ihn und fragte, wie er einen solchen Jungen hätte in seinen Dienst nehmen können; er solle ihn gleich fortjagen. Der Koch aber hatte Mitleid mit ihm und vertauschte ihn mit dem Gärtnerjungen.

Nun musste der Junge im Garten pflanzen und begießen, hacken und graben und Wind und böses Wetter über sich ergehen lassen. Einmal im Sommer, als er allein im Garten arbeitete, war der Tag so heiß, dass er sein Hütchen abnahm und die Luft ihn kühlen sollte. Wie die Sonne auf das Haar schien, glitzte und blitzte es, dass die Strahlen in das Schlafzimmer der Königstochter fielen und sie aufsprang, um zu sehen, was das wäre. Da erblickte sie den Jungen und rief ihn an: "Junge, bring mir einen Blumenstrauß." Er setzte in aller Eile sein Hütchen auf, brach wilde Feldblumen ab und band sie zusammen. Als er damit die Treppe hinaufstieg, begegnete ihm der Gärtner und sprach: "Wie kannst du der Königstochter einen Strauß von schlechten Blumen bringen? Geschwind, hole andere und suche die schönsten und seltensten aus." "Ach nein", antwortete der Junge, "die wilden riechen kräftiger und werden ihr besser gefallen." Als er in ihr Zimmer kam, sprach die Königstochter: "Nimm dein Hütchen ab, es ziemt sich nicht, dass du ihn vor mir aufbehältst." Er antwortete wieder: "Ich darf nicht, ich habe einen grindigen Kopf." Sie griff aber nach dem Hütchen und zog es ab, da rollten seine goldenen Haare auf die Schultern herab, dass es prächtig anzusehen war. Er wollte fortspringen, aber sie hielt ihn am Arm und gab ihm eine Hand voll Dukaten. Er ging damit fort, achtete aber des Goldes nicht, sondern er brachte es dem Gärtner und sprach: "Ich schenke es deinen Kindern, die können damit spielen." Den andern Tag rief ihm die Königstochter abermals zu, er sollte ihr einen Strauß Feldblumen bringen, und als er damit eintrat, grapste sie gleich nach seinem Hütchen und wollte es ihm wegnehmen, aber er hielt es mit beiden Händen fest. Sie gab ihm wieder eine Hand voll Dukaten, aber er wollte sie nicht behalten und gab sie dem Gärtner zum Spielwerk für seine Kinder. Den dritten Tag ging's nicht anders, sie konnte ihm sein Hütchen nicht wegnehmen, und er wollte ihr Gold nicht.

Nicht lange danach ward das Land mit Krieg überzogen. Der König sammelte sein Volk und wusste nicht, ob er dem Feind, der übermächtig war und ein großes Heer hatte, Widerstand leisten könnte. Da sagte der Gärtnerjunge: "Ich bin herangewachsen und will mit in den Krieg ziehen, gebt mir nur ein Pferd." Die andern lachten und sprachen: "Wenn wir fort sind, so suche dir eins: wir wollen dir eins im Stall zurücklassen." Als sie ausgezogen waren, ging er in den Stall und zog das Pferd heraus; es war an einem Fuß lahm und hickelte hunkepuus, hunkepuus. Dennoch setzte er sich auf und ritt fort nach dem dunkeln Wald. Als er an den Rand desselben gekommen war, rief er dreimal Eisenhans so laut, dass es durch die Bäume schallte. Gleich darauf erschien der wilde Mann und sprach: "Was verlangst du?" "Ich verlange ein starkes Ross, denn ich will in den Krieg ziehen." "Das sollst du haben und noch mehr, als du verlangst." Dann ging der wilde Mann in den Wald zurück, und es dauerte nicht lange, so kam ein Stallknecht aus dem Wald und führte ein Ross herbei, das schnaubte aus den Nüstern und war kaum zu bändigen. Und hinterher folgte eine große Schar Kriegsvolk, ganz in Eisen gerüstet, und ihre Schwerter blitzten in der Sonne. Der Jüngling übergab dem Stallknecht sein dreibeiniges Pferd, bestieg das andere und ritt vor der Schar her. Als er sich dem Schlachtfeld näherte, war schon ein großer Teil von des Königs Leuten gefallen, und es fehlte nicht viel, so mussten die Übrigen weichen. Da jagte der Jüngling mit seiner eisernen Schar heran, fuhr wie ein Wetter über die Feinde und schlug alles nieder, was sich ihm widersetzte. Sie wollten fliehen, aber der Jüngling saß ihnen auf dem Nacken und ließ nicht ab, bis kein Mann mehr übrig war. Statt aber zu dem König zurückzukehren, führte er seine Schar auf Umwegen wieder zu dem Wald und rief den Eisenhans heraus. "Was verlangst du?" fragte der wilde Mann. "Nimm dein Ross und deine Schar zurück und gib mir mein dreibeiniges Pferd wieder." Es geschah alles, was er verlangte, und [er] ritt auf seinem dreibeinigen Pferd heim. Als der König wieder in sein Schloss kam, ging ihm seine Tochter entgegen und wünschte ihm Glück zu seinem Sieg. "Ich bin es nicht, der den Sieg davongetragen hat", sprach er, "sondern ein fremder Ritter, der mir mit seiner Schar zu Hilfe kam." Die Tochter wollte wissen, wer der fremde Ritter wäre, aber der König wusste es nicht und sagte: "Er hat die Feinde verfolgt, und ich habe ihn nicht wieder gesehen." Sie erkundigte sich bei dem Gärtner nach seinem Jungen; der lachte aber und sprach: "Eben ist er auf seinem dreibeinigen Pferd heimgekommen, und die ändern haben gespottet und

gerufen: >Da kommt unser Hunkepuus wieder an.< Sie fragten auch: >Hinter welcher Hecke hast du derweil gelegen und geschlafen?< Er sprach aber: >Ich habe das Beste getan, und ohne mich wäre es schlecht gegangen< Da ward er noch mehr ausgelacht."

Der König sprach zu seiner Tochter: "Ich will ein großes Fest ansagen lassen, das drei Tage währen soll, und du sollst einen goldenen Apfel werfen: vielleicht kommt der Unbekannte herbei." Als das Fest verkündigt war, ging der Jüngling hinaus zu dem Wald und rief den Eisenhans. "Was verlangst du?" fragte er. "Dass ich den goldenen Apfel der Königstochter fange." "Es ist so gut, als hättest du ihn schon", sagte Eisenhans, "du sollst auch eine rote Rüstung dazu haben und auf einem stolzen Fuchs reiten." Als der Tag kam, sprengte der Jüngling heran, stellte sich unter die Ritter und ward von niemand erkannt. Die Königstochter trat hervor und warf den Rittern einen goldenen Apfel zu, aber keiner fing ihn als er allein, aber sobald er ihn hatte, jagte er davon. Am zweiten Tag hatte ihn Eisenhans als weißen Ritter ausgerüstet und ihm einen Schimmel gegeben. Abermals fing er allein den Apfel, verweilte aber keinen Augenblick, sondern jagte damit fort. Der König ward böse und sprach: "Das ist nicht erlaubt, er muss vor mir erscheinen und seinen Namen nennen." Er gab den Befehl, wenn der Ritter, der den Apfel gefangen habe, sich wieder davonmache, so sollte man ihm nachsetzen, und wenn er nicht gutwillig zurückkehrte, auf ihn hauen und stechen. Am dritten Tag erhielt er vom Eisenhans eine schwarze Rüstung und einen Rappen und fing auch wieder den Apfel. Als er aber damit fortjagte, verfolgten ihn die Leute des Königs, und einer kam ihm so nahe, dass er mit der Spitze des Schwerts ihm das Bein verwundete. Er entkam ihnen jedoch, aber sein Pferd sprang so gewaltig, dass der Helm ihm vom Kopf fiel, und sie konnten sehen, dass er goldene Haare hatte. Sie ritten zurück und meldeten dem König alles.

Am andern Tag fragte die Königstochter den Gärtner nach seinem Jungen. "Er arbeitet im Garten; der wunderliche Kauz ist auch bei dem Fest gewesen und erst gestern Abend wiedergekommen; er hat auch meinen Kindern drei goldene Äpfel gezeigt, die er gewonnen hat." Der König ließ ihn vor sich fordern, und er erschien und hatte wieder sein Hütchen auf dem Kopf. Aber die Königstochter ging auf ihn zu und nahm es ihm ab, und da fielen seine goldenen Haare über die Schultern, und er war so schön, dass alle erstaunten. "Bist du der Ritter gewesen, der

jeden Tag zu dem Fest gekommen ist, immer in einer ändern Farbe, und der die drei goldenen Äpfel gefangen hat?" fragte der König. "Ja", antwortete er, "und da sind die Äpfel", holte sie aus seiner Tasche und reichte sie dem König. "Wenn Ihr noch mehr Beweise verlangt, so könnt Ihr die Wunde sehen, die mir Eure Leute geschlagen haben, als sie mich verfolgten. Aber ich bin auch der Ritter, der euch zum Sieg über die Feinde geholfen hat." "Wenn du solche Taten verrichten kannst, so bist du kein Gärtnerjunge; sage mir, wer ist dein Vater?" "Mein Vater ist ein mächtiger König, und Goldes habe ich die Fülle und so viel ich nur verlange." "Ich sehe wohl", sprach der König, "ich bin dir Dank schuldig, kann ich dir etwas zu Gefallen tun?" "Ja", antwortete er, "das könnt ihr wohl, gebt mir Eure Tochter zur Frau." Da lachte die Jungfrau und sprach: "Der macht keine Umstände, aber ich habe schon an seinen goldenen Haaren gesehen, dass er kein Gärtnerjunge ist", ging dann hin und küsste ihn. Zu der Vermählung kam sein Vater und seine Mutter und waren in großer Freude, denn sie hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, ihren lieben Sohn wieder zu sehen. Und als sie an der Hochzeitstafel saßen, da schwieg auf einmal die Musik, die Türen gingen auf, und ein stolzer König trat herein mit großem Gefolge. Er ging auf den Jüngling zu, umarmte ihn und sprach: "Ich bin der Eisenhans und war in einen wilden Mann verwünscht, aber du hast mich erlöst. Alle Schätze, die ich besitze, die sollen dein Eigentum sein."

Dieses Märchen vom "Eisenhans" beschreibt den Entwicklungsweg des Männlichen in der Auseinandersetzung mit machtvollen Elternbildern, mit gesetzten Geboten und Verboten einerseits und archaischen, nach Autonomie und Entwicklung strebenden vitalen Kräften andererseits. Zunächst wird eine bedrohliche Ausgangssituation geschildert: Eine unheimliche Macht verschlingt alles Leben, das sich in den dunklen Zauberwald wagt.

Der Wald dürfte in diesem Zusammenhang verstanden werden als ein Symbol eines weiblich-mütterlichen Bereiches in seiner ganzen kreatürlichen Machtfülle und verschlingenden Dominanz, als Ort dunkler, vor allem das Männliche bedrohender Triebimpulse. Nun taucht im Rahmen dieser gefährlichen Ausgangssituation ein mutiges männliches Individuum auf, das die Konfrontation mit den archaischen Triebkräften wagt, die sich in dem Zauberwald verbergen. Bezeichnenderweise wird diese archaische Triebkraft durch die Figur des "Eisenhans"

personifiziert, eines Mannes von rotbrauner, rostiger Farbe, mit Haaren, die bis zu den Knien herabhängen. Die Symbolik der Farbe, die Länge des Haupthaars, der Wohnort - ein morastiger Pfuhl im tiefen Wald - unterstreichen den Hinweis, dass es sich um Triebkräfte handelt, die im mütterlichen Bereich befangen sind.

Nun vollzieht sich ein sehr wesentlicher und, wie das weitere Märchen zeigt, sehr unheilvoller Schritt in der Bewältigung dieser Triebkräfte; das gefährliche, böse, negative Moment des "Eisenhans", sich darstellend in seiner ungeschlachten Kraft, wird gefangen und in einen Käfig eingesperrt. Damit erscheint die Gefahr gebannt. Die Dynamik des Geschehens greift nun über auf den achtjährigen Sohn des Königs, dem sein goldener Ball, das Moment des unbewusst Spielerischen, ein Sinnbild für Kontakt und Kommunikation, aber auch Ausdruck der kostbaren eigenen Ganzheit, in den Käfig des "Eisenhans" fällt. Dieser will ihn dem Jungen nur dann zurückgeben, wenn er ihn aus der Enge seines Käfigs entlässt. Die Konfliktsituation für den kleinen Prinzen zieht sich über drei Tage hin. Zunächst entscheidet er sich entsprechend dem väterlichen Verbot, unterwirft sich dem introjizierten Anspruch: "Ich muss gehorchen, ich muss auf die Befriedigung meiner Wünsche verzichten, ich muss das Böse der rohen Kraft weiter fürchten, ich darf es nicht befreien!"

Am dritten Tag, als sich der König als Repräsentant dieser autoritären Forderungshaltung auf der Jagd befindet, kann der kleine Prinz nicht mehr widerstehen und befreit den "Eisenhans" mithilfe des Schlüssels, der sein Versteck unter dem Kopfkissen der Mutter hat. Er muss es wagen, sich mit der Mutter auseinander zu setzen, ihr etwas zu entreißen - der Schlüssel hat ja auch teilweise phallische Qualität -, um damit Zugang zu finden zu den eingeschlossenen Triebimpulsen, die mit Hilfe von Geboten und Verboten bisher unterdrückt wurden.

Mit der Befreiung werden Schuldgefühle wirksam. Der Prinz verletzt sich am Finger. Gleichzeitig tauchen Schuld- und Strafängste auf, die den kleinen Prinzen in einer "Flucht nach vorn" zum Gefährten und Schutzbefohlenen des "Eisenhans" machen. Das Ausgeliefertsein an das Element der rohen und archaischen Kraft, wie sie das Symbol des "Eisenhans" deutlich macht, beinhaltet aber wiederum auf einer neuen Ebene den Aspekt der Forderung nach Gehorsam und Unterwerfung: Der

kleine Prinz muss einen Brunnen vor Verunreinigung und damit Entweihung schützen, indem er verhindert, dass etwas in ihn hineinfällt. Auch der "Eisenhans" verlangt erneut vom Prinzen eine Beherrschung seiner Triebimpulse durch die Befolgung eines als wichtig dargestellten Gebotes. Die Forderung wird sehr schnell zu einer Überforderung, der der kleine Prinz nicht gerecht werden kann. Der passive Gehorsam wird zur unerträglichen Zumutung gegenüber Bedürfnissen der Ich-Identität, der phallischen Erprobung, die sich im Symbol des vergoldeten Fingers, des vergoldeten Haares und des vergoldeten Haupthaars insgesamt darstellen. Der "Eisenhans", der in dieser Szene Züge eines allwissenden Übervaters annimmt, weiß jedes Mal bereits im Voraus von der Nichterfüllung seines Gebotes und reagiert auf das dritte Mal mit der Verstoßung; allerdings ist es nicht nur eine Bestrafung mit dem Begleitmoment des Liebesentzugs, sondern er sichert ihm seine Hilfe auch in den weiteren Jahren der Entwicklung zu.

Im zweiten Teil des Märchens geht es um eine Bewältigung der Folgen repressiver Erziehung, um den Versuch, Eigenständigkeit zu wagen und zu proben, sich mit den Realitäten des Lebens auseinander zu setzen. Auch hier geht es durchgängig wieder um den Gewinn eigener männlicher Identität in der teils demütigenden Kontaktaufnahme mit dem Männlichen in der Umwelt. Der junge Prinz wird zunächst Kochgehilfe, muss da Handlangerdienste versehen und erlebt eine tiefe Entwertung in Gestalt des Wiederholungsmomentes der Verstoßung und "Degradierung" zum Gärtnerburschen. Ursache ist eine Unterlassungssünde: Der Prinz entblößt seinen Kopf nicht demütig vor der Autorität. Hier, als Gärtnerbursche, muss er sich mit dem Erdhaft-Mütterlichen in konkret handelnder Weise auseinander setzen, was symbolisch heißt, sich mit dem Mutterproblem zu konfrontieren, um es zu bewältigen.

In dieser erdverbundenen Tätigkeit wird er von der Königstochter entdeckt, die ihn zu einer Kontaktaufnahme herausfordert. Er selber antwortet auf dieses Angebot mit einem Strauß einfacher Feldblumen, die wohl zu verstehen sind als Ausdruck einer natürlichen, vom Ich getragenen, gleichzeitig vitalen Kontaktaufnahme. Es ist ein Beziehungsangebot, das auf dem Hintergrund der Echtheit und Schlichtheit eines eigenen Fühlens zu verstehen ist. In diesen Zusammenhang passt, dass er die Hand voll Dukaten, die ihm die

Prinzessin wiederholt für die Blumen schenkt, nicht annehmen will, sondern als Spielzeug betrachtet.

Diese Zwischenphase als Gärtner dürfte entwicklungspsychologisch die Stufe der Pubertät umfassen, die für den Königssohn Herausforderung und Chance ist, das Problem seiner triebfeindlichen, repressiven Erziehung zu bewältigen und ein Stück Autonomie und Ich-Kraft in selbstbewusster Erkenntnis seiner eigenen männlichen Identität zu gewinnen.

Als nächster Entwicklungsschritt folgt für den Prinzen, wie für jeden Pubertierenden, der Kampf in der Bewährung seiner neuen männlichen Möglichkeiten: als ein von den vitalen Impulsen des "Eisenhans" Ausgerüsteter und Ausgestatteter entscheidet er den Sieg zugunsten des Königs, aber verschwindet wiederholt unerkannt. Noch ist der Mut, zu den eigenen Kräften zu stehen und sich dem König zu offenbaren, das heißt, sich ihm offen gegenüberzustellen, nicht groß genug. In der nächsten Bewährungsphase geht es um den Gewinn der drei goldenen Äpfel, die der Prinz erst als roter, dann als weißer und zuletzt als schwarzer Ritter fängt. Das rote Gewand und das Reiten auf dem Fuchs dürfte als ein Bekenntnis zu vitaler Kraft, zu Mut und kraftvoller Auseinandersetzung zu interpretieren sein. Der Schimmel und die weiße Rüstung symbolisieren das Wissen, die Reinheit seiner eigenen Person in der Fülle seiner Möglichkeiten zu erkennen und zu akzeptieren, und schließlich die schwarze Rüstung, das Reiten auf dem Rappen, deuten auf die Erfahrung, dass die dunklen Triebimpulse als dynamische Kraft dem Bewusstsein angegliedert werden müssen, um zum Dreiklang von Kraft, Wissen und Würde zu werden. In dieser dreimaligen Gewinnung des Apfels ist der dreifache Weg zur männlichen, schuldfrei erlebten Identität gelungen; der Königssohn wird als Bräutigam der Königstochter in seine ursprünglichen Rechte als Königssohn wieder eingesetzt. Es vollzieht sich die Versöhnung mit dem Elternpaar und gleichzeitig die Erlösung des "Eisenhans", eines mächtigen Königs.

Die Integration vitaler Triebimpulse in die bewusste Lebensführung schafft die Voraussetzung für eine innere Ausgewogenheit zwischen den Kräften des Wollens und Müssens. Dieser innere Reifungsprozess in seiner Vereinigung innerpsychischer Gegensätze findet in der Hochzeit seinen symbolischen Ausdruck.

1.2 Die verwöhnende Erziehungshaltung: Das Märchen vom König Drosselbart

Sie scheint im völligen Kontrast zur repressiven Erziehungseinstellung zu stehen. Das Gemeinsame liegt jedoch in der Tatsache, dass hier wie dort das Kind bewusst und unbewusst gehindert wird, eigene Möglichkeiten und Fähigkeiten zu erproben und damit Selbstsicherheit zu erwerben. Das Kind erlebt in der Verwöhnungssituation Eigeninitiative weitgehend als Zumutung sich und den anderen gegenüber. Vor dieser scheinbaren Gefahr wird es geschützt durch eine überzogene Aktivität des Erziehers, die das Kind in Passivität und Anspruchshaltung fixiert. Damit erfährt das Kind Triebimpulsen gegenüber keine schützenden Grenzen. Sie ängstigen in ihrer archaischen Qualität und beherrschen damit das Selbsterleben und Tun unter dem Aspekt des permanenten Schuldgefühls. In ihrem bedrohlichen Gehalt werden sie mit dem Mittel der Projektion nach außen hin verlagert, was zu einer Beeinträchtigung des realitätsgerechten Umgangs mit der Welt führen kann. Weil ichtstärkende Erfahrungen aus eigenständiger Haltung und Entscheidung fehlen, entsteht eine überzogene Abhängigkeit von Erziehungspersonen, dadurch mehrt sich die Erfahrung der Hilflosigkeit im Angesicht anstehender Aufgaben. Selbstzweifel und Unsicherheit bestimmen das Selbstgefühl und machen untauglich für die Herausforderung zur Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung, die das Leben im Sinne des Aufgebenseins stellt.

Der heranwachsende Mensch erlebt sich in einem Feld vermehrter Ängste und Unsicherheiten. Diese Ängste werden häufig mit Hilfe von Aggressionen abgewehrt bzw. überspielt. Das verwöhnte Kind befindet sich aber gleichzeitig in einem permanenten Zustand der Überforderung, da es vom Erzieher, von den Eltern selten wirklich in seinem Kindsein wahrgenommen wird. Es hat häufig die Rolle des zentralen Ansprechpartners zumindest eines Elternteils inne und wird damit als Partnerersatz und zentrales Liebesobjekt benutzt. Hierbei stehen die Eltern in der Gefahr, vor allem in der Antwort auf eigene Bedürfnisse, weniger das Kind zu sehen, als vielmehr eigenes vergangenes Leid agierend neu zu beleben. Kompensatorisch wird am Kind das wieder gut gemacht, was sie selbst entbehrten. Es wird damit nicht das Kind in

seiner Person Maßstab des Handelns, sondern der Erwachsene verwirklicht am Kind seine eigenen Sehnsüchte, die vom Vergangenen bestimmt, sich auf die Zukunft richten.

Dieses Sehnsuchtsmoment des Erwachsenen kann zum Suchtverhalten des Kindes führen: Auf der Suche nach einem erfüllenden Gehalt, den die Umwelt ihm vorenthält, gerät es in eine Sackgasse von Ersatzbefriedigungen, die die Abhängigkeit von enttäuschenden Elternbildern zu leugnen scheinen. Der junge Mensch ahnt, dass sich ein erfüllender Gehalt nur in abgrenzender Eigenständigkeit, im mutigen Verwirklichen schöpferischer Eigenimpulse vollziehen kann, während er selbst hilflos in der Verwirklichung dieses Sinngehaltes ist, weil er sich in besonderem und ungesundem Maß über die Zeit hinaus abhängig weiß von versorgenden und verwöhnenden Eltern.

Damit kann sich das Ich nicht in den angemessenen Zumutungen des Lebens bewähren. Die sich nur über Leid und Verzicht vollziehenden Reifungsschritte werden unmöglich; die eigene Lebenslinie wird zum Zickzack-Kurs des Schwankens zwischen dem Getriebensein durch überhöhte Ansprüche und der Flucht vor dem Gefühl der Leere und Sinnlosigkeit.

Im Rahmen dieser verwöhnend gefärbten Erziehungshaltung werden wiederum archetypische Wirkfelder deutlich, die wir häufig in Mythen und Märchen beschrieben finden. Die verwöhnende Mutter ist für das kindliche Erleben die verführerische Hexe, die mit ihrem versorgenden, überbehütenden Tun Autonomie verhindert, dem Kind im wahrsten Sinne den Mund "stopft" und ihm damit den Käfig baut, in dem es gemästet wird, so wie es im Märchen von "Hansel und Gretel" dargestellt ist. Es ist ein psychisches Gefängnis, das den Bewegungsspielraum einschränkt und Ausdruck ist für die tödliche Bedrohung, von der Mutter in ihrer "zum Fressen gern habenden" Liebe verschluckt zu werden.

Das Grundproblem einer Persönlichkeit, die im egoistischen Anspruchsdenken festgefahren ist, wird sehr eindrucksvoll im Märchen vom "König Drosselbart" beschrieben.

Märchentext: König Drosselbart (aus: Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Urfassung 1812/14, Antiqua Verlag, Lindau o. J)

Ein König hatte eine Tochter, die war wunderschön, aber so stolz und übermüthig, dass sie aus Eigensinn einen Freier nach dem andern abwies und Spott mit ihnen trieb. Der König ließ einmal ein großes Fest anstellen, und lud dazu alle heirathslustigen Männer ein; die wurden in eine Reihe, nach ihrem Rang und Stand geordnet, erst kamen die Könige, dann die Herzogen, Fürsten, Grafen und Barone, zuletzt die Edelleute, da wurde die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an jedem hatte sie etwas auszusetzen. Besonders machte sie sich über einen guten König lustig, der ganz oben an stand und dem das Kinn krumm gewachsen war, da sagte sie: "ei, der hat ein Kinn wie die Drossel einen Schnabel", und seit der Zeit bekam er den Namen Drosselbart. Als nun der alte König sähe, dass seine Tochter nichts that, als über die Leute spotten, erzürnte er so, dass er schwur, sie sollte den ersten besten Bettler nehmen, der vor die Thür käme.

Eines Tages fing ein Spielmann an zu singen unter ihrem Fenster, den hieß der König gleich hereinkommen, und so schmutzig er war, musste sie ihn für ihren Bräutigam anerkennen, ein Pfarrer wurde alsbald gerufen und die Trauung ging vor sich. Wie die Trauung vollzogen war, sprach der König zu seiner Tochter: "es schickt sich nun nicht weiter, dass du hier im Schloss bleibest, du kannst nun mit deinem Mann fortziehen."

Da zog der Bettelmann mit der Königstochter fort, unterwegs kamen sie durch einen großen Wald, und sie fragte den Bettelmann:

"ach, wem gehört doch der schöne Wald?" -
der gehört dem König Drosselbart,
hättst du'n genommen, so war er dein! -
"ich arme Jungfer zart,
ach hätt' ich doch genommen den König Drosselbart!"
Darauf kamen sie durch eine Wiese:
"wem gehört wohl die schöne grüne Wiese?" -
sie gehört dem König Drosselbart,
hättst du'n genommen, so war sie dein! -
"ich arme Jungfer zart,
ach hätt' ich doch genommen den König Drosselbart!"
Endlich kamen sie durch eine Stadt:
"wem gehört wohl die schöne große Stadt?" -

sie gehört dem König Drosselbart,
hättst du'n genommen, so war sie dein! -
"ich arme Jungfer zart,
ach hätt' ich doch genommen den König Drosselbart!"

Der Spielmann wurde ganz mürrisch, dass sie sich immer einen andern Mann wünschte und sich gar nichts aus ihm machte; endlich so kamen sie an ein kleines Häuschen:

"ach Gott, was für ein Häuselein,
wem mag das elende, winzige Häuschen seyn?"
Der Bettelmann sagte: "das Haus ist unser Haus, wo wir wohnen, mach nur gleich Feuer an und stell Wasser auf, dass du mir mein Essen kochst, ich bin ganz müd."

Die Königstochter aber verstand nichts vom Kochen, und der Mann musste ihr nur mit helfen, so ging es noch so leidlich, und wie sie gegessen hatten, legten sie sich ins Bett schlafen. Des Morgens aber musste sie ganz früh aufstehen und arbeiten, und so wars ein paar Tage schlecht genug, bis der Mann endlich sagte: "Frau, so gehts nicht länger, dass wir hier zehren und nichts verdienen, du sollst Körbe flechten." Da ging er aus und schnitt Weiden, sie aber musste anfangen Körbe zu flechten, die harten Weiden stachen ihr aber die Hände wund. "Ich sehe du kannst das nicht, sagte der Mann, so spinn lieber, das wird wohl besser gehen." Da saß sie und spann, aber ihre Finger waren so zart, dass der harte Faden ihr bald tief hineinschnitt und das Blut daran herunterlief. "Du taugst zu keiner Arbeit recht, sagte der Mann verdrießlich, ich will einen Topfhandel anfangen, und du sollst auf dem Markt die Ware feilhalten und verkaufen." Das erste Mal gings gut, die Leute kauften der schönen Frau gern Töpfe ab und bezahlten, was sie forderte, ja viele bezahlten und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Wie nun alles verkauft war, handelte der Mann eine Menge neu Geschirr ein, und sie saß wieder damit auf dem Markt, und hoffte guten Gewinn, da kam ein betrunkenener Husar daher geritten, mitten in die Töpfe hinein, sodass sie in tausend Scherben sprangen. Da fürchtete sich die Frau, und getraute sich den ganzen Tag nicht heimzugehen, und als sie nun endlich nach Haus ging, war der Bettelmann auf und davon.

So lebte sie einige Zeit ganz armselig und in großer Dürftigkeit, da kam

ein Mann und lud sie zu einer Hochzeit. Sie wollte sich allerlei von dem Überfluss mitbringen und eine Zeit lang davon leben, sie that also ihr Mäntelchen um, und nahm einen Topf darunter und steckte eine große lederne Tasche an. Auf der Hochzeit aber war alles prächtig und vollauf, ihren Topf füllte sie mit Suppe und ihre Tasche mit Brocken. Sie wollte nun damit fortgehen, aber einer von den Gästen verlangte, sie solle mit ihm tanzen, sie sträubte sich aus allen Kräften, das half aber nichts, er fasste sie an und sie musste mit fort. Da fiel nun gleich der Topf, dass die Suppe auf die Erde floss, und die vielen Brocken sprangen aus der Tasche. Als das die Gäste sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten; sie war so beschämt, dass sie sich lieber tausend Klaffer unter die Erde gewünscht hätte, und sprang zur Thüre und wollte entfliehen. Auf der Treppe aber holte sie ein Mann ein, und führte sie zurück, und wie sie ihn ansah, da war das der König Drosselbart, der sprach: "ich und der Bettelmann sind eins, und ich bin auch der Husar gewesen, der dir die Töpfe entzwei geritten hat; und das alles ist nur dir zur Besserung und zur Strafe geschehen, weil du mich ehemals verspottet hast, jetzt aber soll erst unsere Hochzeit gefeiert werden." Da kam auch ihr Vater und der ganze Hof, und sie ward prächtig geputzt nach ihrem Stand, und das Fest war ihre Vermählung mit dem König Drosselbart.

In der Ausgangssituation des Märchens wird uns die schöne, stolze und übermütige Prinzessin geschildert, die in Eigensinn und Anmaßung aus einer behüteten und verwöhnten Situation heraus alle Freier abweist. Wir finden hier das Thema der vatergebundenen Tochter, die in dem goldenen Käfig der Fürsorge über Gebühr lang in kindlicher Abhängigkeit verweilt und sich nicht dem Wagnis einer inneren Schwellensituation und des damit verbundenen Reifungsschrittes stellen kann. Diese Infantilität und übermäßige Gebundenheit an das Primärobjekt eines vermutlich verwöhnenden Vaters wird überspielt mit Aggression und Anmaßung, mit ichbezogener Selbstgefälligkeit, der kein Freier gut genug ist. Die Antwort des Königs entspricht in ihrer Dynamik den Reaktionsmustern vieler verwöhnender Eltern, die mit den anmaßenden Ansprüchen, die ihre Weichheit gezüchtet hat, nicht mehr fertig werden, und dann in die Gegenbewegung eines vollständigen Liebesentzuges verfallen. Diese Verstoßung äußert sich darin, dass der König verspricht, sie dem ersten Bettelmann, der ihr begegnet, zur Frau zu geben. Nun wird die Prinzessin mit einem einfachen, armen Spielmann verheiratet, das heißt,

sie wird gezwungen, sich mit den schmutzigen und ungeschminkten Realitäten des Alltags auseinanderzusetzen, von denen sie früher in ungesunder Einseitigkeit bewahrt blieb.

In der Betrachtung der Wiese, des Waldes und der Stadt, die dem König Drosselbart gehören, vollzieht sich eine passiv-depressive Rückschau auf eine paradiesische Möglichkeit, die sie nicht wahrgenommen hat. Die Anspruchshaltung, die weiterhin besteht, wird nun in der Auseinandersetzung mit der Realität schrittweise bearbeitet. Die Königstochter muss sich mit den einfachen Pflichten des Kochens, des Körbeflechtens, des Spinnens auseinander setzen und kann diesen Erfordernissen in ihrer ungeübten Tatkraft nicht gerecht werden. Schließlich wird ihre Arroganz und Anspruchshaltung ein weiteres Mal gedemütigt, indem sie Töpfe verkaufen muss. Das heißt, sie muss sich in ihrer Ohnmacht und unentwickelten Weiblichkeit der Öffentlichkeit und Aggressivität preisgeben. Im Zerschneiden der tönernen Basis ihrer eigenen Identität, das heißt, in der Wahrnehmung ihrer emotionalen Dürftigkeit, wird sie mit der Erfahrung von Verlust, Angst und Schuld konfrontiert. Ihr geringer Eigenwert wird offenbar: die Königstochter wird gezwungen, aus eigenen Kräften zu überleben, dort Magd zu sein, wo sie Königin sein könnte, und von den Abfällen ihr Leben zu fristen. Im Offenbarwerden dieser Armseligkeit, in der Bloßstellung im Angesicht der Öffentlichkeit, erlebt sie diesmal die am Anfang des Märchens dargestellte Entwertung selbst als betroffenen Leidende; Scham und Schuld zwingen sie zu der Erkenntnis ihres eigenen anmaßenden Dünkels. Im Erleiden dieser Erkenntnis entsteht jedoch ein neues Bewusstsein ihrer Ganzheit: König Drosselbart offenbart ihr das Geheimnis ihres Entwicklungs- und Nachreifungsprozesses, der ihr in falscher Fürsorge vom Vater erspart wurde. Es wird deutlich, dass erst diese Frustrationen und Demütigungen die Prinzessin beziehungs- und liebesfähig machen konnten. Die Zumutung von Leid, von Entbehrungen und Verzicht schafft die Reife, Beziehung nicht in naivem Vollkommenheitswahn, sondern in Anerkennung und Wertschätzung der Realität des anderen zu wagen.

1.3 Die rationalisierende Erziehungshaltung: Das Märchen von der Prinzessin Mausehaut

Ich möchte noch ein weiteres Interaktionsmuster zwischen Eltern und Kindern beschreiben, das in unserer heutigen Zeit immer mehr an Boden

gewinnt. Es ist eine Perspektive, die die Welt im Licht einseitiger Vernunft zu erfassen versucht.

Im Vordergrund steht die Wahrnehmung und Auseinandersetzung auf intellektueller Ebene, häufig mithilfe einer intensiven und umfassenden Verbalisierung. Dem Kind werden eigene und Verhaltensmuster der Umwelt rational erklärt im Sinne eines vernünftigen Argumentierens und logischen Folgerns. Dies erschwert ihm, seine lebendigen Gefühle wahrzunehmen, sie zu entwickeln, sich mit ihnen in ihrer Vielfalt auseinander zu setzen. Das Kind gerät in einen inneren Konflikt zwischen Denken und Fühlen. Es muss, um die Spannung zu relativieren, die "unvernünftigen" Gefühle verdrängen oder zumindest rationale Gründe für Emotionales suchen. Die reiche Gefühlswelt verblasst, das Gemüt verarmt. Angesichts seiner realen Abhängigkeit und seiner Bereitschaft, sich prägen zu lassen, wird das Kind aber lernen, diese rationalen Einstellungsweisen zu pflegen, und sich im Rahmen dieser intellektuellen Orientierung auf Kosten seines Gefühlsreichtums weiter zu entwickeln.

Eine Vierjährige malte in einer Stunde eine schwarze Eisenbahn auf ein großes Blatt. Auf meine vorsichtige Frage, wohin sie führe, schaute sie mich fast ein wenig überheblich an und meinte: "Die kann doch nicht fahren, die ist doch nur gemalt." Ein Kind ist auf dieser Entwicklungsstufe magisch-märchenhaftem Welterleben verbunden, die Objekte seiner Umwelt, die selbst gebastelten Abbilder erweckt es mit seiner Fantasie zu individuellem Leben.

Das Beispiel macht deutlich, in wie starkem Maße die vernünftige, vom Intellekt bestimmte Erziehungshaltung das Kind verfrüht aus dem Kindsein, aus der bergenden Hülle des unbewussten Fühlens herauslöst und damit die farbige Welt der Fantasie zu einem nüchternen Abbild verdünnt. Sein bildhaftes Erleben findet keine Resonanz, es werden ihm vielmehr Kategorien und Einsichten des Erwachsenseins in einer unangemessenen Form übergestülpt. Die Möglichkeit, mit Hilfe von Protest und Opposition den Wert des zum Kind gehörenden Andersseins zu verteidigen, ängstigt, weil die intellektualisierend Sphäre des Erwachsenen so unangreifbar und überzeugend erscheint, dass es schwer ist, sich mit seinem irrationalen Fühlen dagegen schuldfrei zu behaupten. In der Einschränkung der erlebten Bilderwelt, in der Relativierung starker emotionaler Empfindungen durch einen verfrühten

intellektuellen Umgang, wird auch der heilende Urgrund des Kindes in Frage gestellt. Es besteht die Gefahr der Entwicklung einer emotionalen Dürftigkeit, die sich später, wenn die Lebendigkeit des Gefühls im Rahmen von Beziehungs- und Bindungsfähigkeit immer wieder neu angesprochen wird, unheilvoll auswirkt. Mit einer verfrühten rationalen Ernüchterung des Kindes fördern wir einen intellektuellen Materialismus, eine berechnende Einstellung zur Welt, die sich im Vokabular der Jugendlichen heute sehr deutlich ausdrückt in Formulierungen wie: "Was soll's", "was bringt's", "was hab' ich davon?" Verständlich ist, dass diese Jugendlichen, die die Lebendigkeit ihrer inneren Bilderwelt vorzeitig verloren, "keinen Bock mehr haben" auf ein Stück farbiger Zukunft, unfähig sind, sie aus sich heraus immer neu und hoffnungsvoll zu gestalten. Es ist die Enttäuschung unserer rationalistisch-materialistischen Lebenshaltung, die den Song entstehen ließ: "Wer hat mein Lied mir zerstört" - wer hat mir meine musischen, meine farbigen Emotionen vernichtet und mir die Dürre vernünftiger Haltungen angeboten, die kein tragender Grund für lebendiges Leben sein können.

Indem wir das Kind und sein Erleben nur noch durch die vernünftige Brille ansehen, vermitteln wir ihm den Eindruck, dass nur das, was intellektuell fassbar, was vernünftig und begreifbar ist, einen Wert darstellt. Damit werden im weitesten Sinn Materialismus und Diesseitigkeit als Werte postuliert, Empfindungen aus der Gefühlswelt, geistige wie auch spirituelle Werte erscheinen nutzlos, werden in ihrer Bedeutung nicht wahrgenommen. Damit besteht die Gefahr einer unangemessenen Omnipotenz, die menschlich vernünftige Fähigkeiten zu einem Fetisch aufbläst und dadurch Zerrbilder des menschlichen Anspruchs und Überanspruchs im Bild der Anmaßung auf den Plan ruft. Der Mythos von Prometheus spiegelt dieses Problem eindrücklich wider: Mit dem Raub des Feuers erhob er den Anspruch, übermenschlich, d. h. gottähnlich zu sein, ein Begehren, das ihn umso stärker auf seine menschlichen Grenzen zurückverwies, als er, geschmiedet an den Kaukasus, unendliche Qualen erleiden musste.

Ein anderer antiker Mythos, der des Dädalus und Ikarus, zeigt das Thema ebenfalls in symbolischer Eindringlichkeit: Der menschliche Höhenflug, wenn er die eigenen Grenzen missachtet, nähert sich der Sonne, dem Sinnbild des Erkenntnisanspruchs, in lebensbedrohlicher

Weise. Diese Anmaßung muss mit dem tödlichen Sturz in die Tiefe bezahlt werden.

Das Meer dürfte hier für ein Bild der verschlingenden Kräfte des Unbewussten stehen: Wenn ich in einer Überbewusstheit glaube, mich und die Welt nur mit rationalen Kategorien erfassen und erklären zu können und diese Einseitigkeit ein Ungleichgewicht konstellierte, gewinnt mein verdrängtes Unbewusstes die Oberhand und bringt mich in tödliche Gefahr. Dem Aspekt des Vernünftigen in seiner einseitigen Zerrform fehlen die ausgleichenden emotionalen Inhalte. In einem organischen Hin- und Herschwingen muss sich das innere Gleichgewicht zwischen Intellekt und Gefühl, zwischen Rationalität und Irrationalem immer neu ergeben. Hier stellt sich dem Menschen die Aufgabe eines überpersönlichen Reifungsprozesses: Beide Seiten wollen weiter entwickelt werden, die des Intellekts zu einem Aspekt der Weisheit, die des Gefühls zu dem Moment der Güte.

Ich möchte die Einseitigkeit der rationalisierenden Erziehungshaltung wiederum an einem Märchen illustrieren.

Märchentext: Prinzessin Mausehaut (aus: Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Urfassung 1812/14, Antiqua Verlag, Lindau o. J.)

Ein König hatte drei Töchter; da wollte er wissen, welche ihn am liebsten hätte, ließ sie vor sich kommen und fragte sie. Die älteste sprach, sie habe ihn lieber als das ganze Königreich; die Zweite, als alle Edelsteine und Perlen auf der Welt; die Dritte aber sagte, sie habe ihn lieber als das Salz. Der König ward aufgebracht, dass sie ihre Liebe zu ihm mit einer so geringen Sache vergleiche, übergab sie einem Diener und befahl, er solle sie in den Wald führen und töten. Wie sie in den Wald gekommen waren, bat die Prinzessin den Diener um ihr Leben; dieser war ihr treu, und würde sie doch nicht getötet haben, er sagte auch, er wolle mit ihr gehen, und ganz nach ihren Befehlen thun. Die Prinzessin verlangte aber nichts, als ein Kleid von Mausehaut, und als er ihr das geholt, wickelte sie sich hinein und ging fort. Sie ging geradezu an den Hof eines benachbarten Königs, gab sich für einen Mann aus, und bat den König, dass er sie in seine Dienste nehme. Der König sagte es zu, und sie solle bei ihm die Aufwartung haben: Abends musste sie ihm die Stiefel ausziehen, die warf er ihr allemal an den Kopf. Einmal fragte er, woher

sie sey? - "Aus dem Lande, wo man den Leuten die Stiefel nicht an den Kopf wirft." Der König war da aufmerksam, endlich brachten ihm die ändern Diener einen Ring; Mausehaut habe ihn verloren, der sey zu kostbar, den müsse er gestohlen haben. Der König ließ Mausehaut vor sich kommen und fragte, woher der Ring sey? da konnte sich Mausehaut nicht länger verbergen, sie wickelte sich von der Mausehaut los, ihre goldgelben Haare quollen hervor, und sie trat heraus so schön, aber auch so schön, dass der König gleich die Krone von seinem Kopf abnahm und ihr aufsetzte, und sie für seine Gemahlin erklärte.

Zu der Hochzeit wurde auch der Vater der Mausehaut eingeladen, der glaubte seine Tochter sey schon längst todt, und erkannte sie nicht wieder. Auf der Tafel aber waren alle Speisen, die ihm vorgesetzt wurden, ungesalzen, da ward er ärgerlich und sagte: "ich will lieber nicht leben als solche Speisen essen!" Wie er das Wort ausgesagt, sprach die Königin zu ihm: "jetzt wollt ihr nicht leben ohne Salz, und doch habt ihr mich einmal wollen tödten lassen, weil ich sagte, ich hätte euch lieber als Salz!" Da erkannte er seine Tochter, und küsste sie, und bat sie um Verzeihung, und es war ihm lieber als sein Königreich, und alle Edelsteine der Welt, dass er sie wieder gefunden.

In diesem Märchen wird auf überzeugende Weise die Perspektive einseitiger Rationalität in Gestalt der Haltung des Königs dargestellt, der auf emotionale Angebote und die Notwendigkeit, gefühlsbetont zu antworten, eindimensional "vernünftig" reagiert.

Das Salz steht stellvertretend für lebenserhaltende, fühlende, "unverwesliche" Impulse, ein Symbol für Vitalität ebenso wie für spirituelle Kräfte. Salz bedeutet ein die Gegensätze vereinigendes Symbol, beinhaltet den Hinweis auf reinigende, läuternde Kräfte im Sinne eines notwendigen Wandlungsprozesses. Die Königstochter drückt mit ihrer Beteuerung, sie habe den König so lieb wie Salz, ein Erleben aus, das aus der Mitte menschlichen Fühlens und Empfindens gewachsen ist. Der König, als Vertreter der einseitigen rationalen Lebenshaltung, ordnet die Äußerung aus seiner Perspektive als Entwertung ein und reagiert grob affektiv - ein Ausdruck seines unentwickelten Fühlens und Empfindens. Diese Einseitigkeit setzt aber gleichzeitig einen Entwicklungsprozess in Bewegung: Die Tochter, in ihrer gefühlshaft betonten Bindung an den Vater, muss sich angesichts seiner

Todesdrohung aus einer abhängigen Kindhaltung herauslösen und eigenständig einen autonomen Reifungsweg einschlagen. Diesen Schritt in die Selbstständigkeit vollzieht sie zunächst noch in der Orientierung am Männlichen, in der Identifikation mit der männlichen Rolle und unter dem Schutz der "Tarnkappe", nämlich der Mausehaut.

Die Maus in ihrer flüchtigen, huschenden Qualität darf hier wohl stellvertretend für Angstempfinden einerseits, aber auch für noch sehr unentwickelte und undifferenzierte männliche Aspekte gesehen werden. Es scheint mit diesem Symbol ein Wandlungsmoment angesprochen zu werden, denn der Volksglaube des Mittelalters verknüpfte mit Mäusen den Doppelaspekt von Hexen einerseits und der Verkörperung von Seelen Verstorbener andererseits. Damit könnte ausgedrückt sein, dass das Märchen die aus der Einseitigkeit rationaler Erziehungshaltung entstehende Gefahr der Konstellation der Dämonie des Weiblichen kennt, aber auch im Todesaspekt den Beginn der Wandlung als Entwicklungsschritt begrüßt.

Das Auspendeln der Einseitigkeit führt zur Lösung der Problematik. Dieser Erlösungsprozess, in der Enttarnung durch den König symbolisch vollzogen, lässt die Prinzessin ihre weibliche Identität begreifen in ihrer Verbindung mit dem Geistmoment der Weisheit. So wird der Mut geboren, sich dem Vater gegenüberzustellen und ihm erneut aus einer Sicherheit, die in der Bewusstwerdung eigenen Seins gewachsen ist, die Einseitigkeit seiner Lebenseinstellung vor Augen zu führen. In der Aussage des Königs, dass ein Verzicht auf Salz ihn das Leben als wertlos erscheinen lässt, vollzieht sich die Wiedergewinnung der Tochter, aber auch gleichzeitig eine Kontaktaufnahme zum eigenen Fühlen als Ausdruck eines Ausgleichs einseitiger, kraftloser Lebensführung.

2. Der Weg als Tat im Märchen: Das Märchen von der klugen Else

Wie findet das Kind den Mut, seine individuelle Persönlichkeit zu entfalten? Wie gelingt es ihm, den Hauptwidersacher auf dem Weg zur Autonomie, die lähmende Angst vor der Zukunft, vor der eigenen Entscheidung zum "nein" oder "ja", vor der Freiheit, sich und den anderen zu erkennen, zu überwinden?

Lebendige Begegnung zwischen Menschen vollzieht sich in der Zeit, in

den unendlich erscheinenden Augenblicken der Gegenwart. Verhindert die fehlende Ichstärke den angemessenen Umgang mit den Aufgaben des Jetzt und Hier, dann bläht der angstgeprägte Überanspruch gegenüber der eigenen Person und der Umwelt die Zukunft maßlos auf. Sie wird zu einem uferlosen, sich verselbstständigenden Angstkomplex, gleichermaßen lähmend wie faszinierend, und blockiert so die selbstbewusste Tatkraft.

Diese Atmosphäre psychischer Stagnation, die Angst vor dem Ich in seiner handelnden Eigenständigkeit prägt in eindrucksvoller Weise die Atmosphäre des Märchens von der "klugen Else".

2.1 Das Märchen von der klugen Else

Angst vor dem Weg lässt in der Verleugnung verharren

Märchentext: Die kluge Else (aus: Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Jubiläumsausgabe, Stuttgart: Reclam 1985/86)

Es war ein Mann, der hatte eine Tochter, die hieß die kluge Else. Als sie nun erwachsen war, sprach der Vater: "Wir wollen sie heiraten lassen." "Ja", sagte die Mutter, "wenn nur einer käme, der sie haben wollte." Endlich kam von weither einer, der hieß Hans und hielt um sie an, er machte aber die Bedingung, dass die kluge Else auch recht gescheit wäre. "Oh", sprach der Vater, "die hat Zwirn im Kopf", und die Mutter sagte: "Ach, die sieht den Wind auf der Gasse laufen und hört die Fliegen husten." "Ja", sprach der Hans, "wenn sie nicht recht gescheit ist, so nehme ich sie nicht." Als sie nun zu Tisch saßen und gegessen hatten, sprach die Mutter: "Else, geh in den Keller und hol Bier." Da nahm die kluge Else den Krug von der Wand, ging in den Keller und klappte unterwegs brav mit dem Deckel, damit ihr die Zeit ja nicht lang würde. Als sie unten war, holte sie ein Stühlchen und stellte es vors Fass, damit sie sich nicht zu bücken brauchte und ihrem Rücken etwa nicht wehe täte und unverhofften Schaden nähme. Dann stellte sie die Kanne vor sich und drehte den Hahn auf, und während der Zeit, dass das Bier hinlief, wollte sie ihre Augen doch nicht müßig lassen, sah oben an die Wand hinauf und erblickte nach vielem Hin- und Herschauen eine Kreuzhacke gerade über sich, welche die Maurer da aus Versehen hatten stecken lassen. Da fing die kluge Else an zu weinen und sprach: "Wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das ist groß, und wir schicken

das Kind in den Keller, dass es hier soll Bier zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt's tot." Da saß sie und weinte und schrie aus Leibeskräften über das bevorstehende Unglück. Die oben warteten auf den Trank, aber die kluge Else kam immer nicht. Da sprach die Frau zur Magd: "Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt." Die Magd ging und fand sie vor dem Fasse sitzend und laut schreiend. "Else, was weinst du?" fragte die Magd. "Ach", antwortete sie, "soll ich nicht weinen? Wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt es tot." Da sprach die Magd: "Was haben wir für eine kluge Else!", setzte sich zu ihr und fing auch an, über das Unglück zu weinen. Über eine Weile, als die Magd nicht wiederkam und die droben durstig nach dem Trank waren, sprach der Mann zum Knecht: "Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else und die Magd bleibt." Der Knecht ging hinab; dasaß die kluge Else und die Magd und weinten beide zusammen. Da fragte er: "Was weint ihr denn?" "Ach", sprach die Else, "soll ich nicht weinen? Wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt's tot." Da sprach der Knecht: "Was haben wir für eine kluge Else!", setzte sich zu ihr und fing auch an, laut zu heulen. Oben warteten sie auf den Knecht; als er aber immer nicht kam, sprach der Mann zur Frau: "Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt." Die Frau ging hinab und fand alle drei in Wehklagen und fragte nach der Ursache; da erzählte ihr die Else auch, dass ihr zukünftiges Kind wohl würde von der Kreuzhacke totgeschlagen werden, wenn es erst groß wäre und Bier zapfen sollte und die Kreuzhacke fiel herab. Da sprach die Mutter gleichfalls : "Ach, was haben wir für eine kluge Else!", setzte sich hin und weinte mit. Der Mann oben wartete noch ein Weilchen; als aber seine Frau nicht wiederkam und sein Durst immer stärker ward, sprach er: "Ich muss nur selber in den Keller gehn und sehen, wo die Else bleibt." Als er aber in den Keller kam und alle da beieinander saßen und weinten und er die Ursache hörte, dass das Kind der Else schuld wäre, das sie vielleicht einmal zur Welt brächte, und von der Kreuzhacke könnte totgeschlagen werden, wenn es gerade zur Zeit, wo sie herabfiele, daruntersäße, Bier zu zapfen, da rief er: "Was für eine kluge Else!", setzte sich und weinte auch mit. Der Bräutigam blieb lange oben allein; da niemand wiederkommen wollte, dachte er: "Sie werden unten auf dich warten, du musst auch hingehen und sehen, was sie vorhaben." Als er hinabkam, saßen da

fünfe und schrien und jammerten ganz erbärmlich, einer immer besser als der andere. "Was für ein Unglück ist denn geschehen?" fragte er. "Ach, lieber Hans", sprach die Else, "wann wir einander heiraten und haben ein Kind, und es ist groß, und wir schicken's vielleicht hierher, Trinken zu zapfen, da kann ihm ja die Kreuzhacke, die da oben ist stecken geblieben, wenn sie herabfallen sollte, den Kopf zerschlagen, dass es liegen bleibt; sollen wir da nicht weinen?" "Nun", sprach Hans, "mehr Verstand ist für meinen Haushalt nicht nötig; weil du so eine kluge Else bist, so will ich dich haben", packte sie bei der Hand und nahm sie mit hinauf und hielt Hochzeit mit ihr.

Als sie den Hans eine Weile hatte, sprach er: "Frau, ich will ausgehen, arbeiten und uns Geld verdienen, geh du ins Feld und schneid das Korn, dass wir Brot haben." "Ja, mein lieber Hans, das will ich tun." Nachdem der Hans fort war, kochte sie sich einen guten Brei und nahm ihn mit ins Feld. Als sie vor den Acker kam, sprach sie zu sich selbst: "Was tu ich? Schneid ich eh'r, oder eß ich eh'r? Hei, ich will erst essen." Nun aß sie ihren Topf mit Brei aus, und als sie dick satt war, sprach sie wieder: "Was tu ich? Schneid ich eh'r oder schlaf ich eh'r? Hei, ich will erst schlafen." Da legte sie sich ins Korn und schlief ein. Der Hans war längst zu Haus, aber die Else wollte nicht kommen; da sprach er. "Was hab ich für eine kluge Else, die ist so fleißig, dass sie nicht einmal nach Haus kommt und isst." Als sie aber noch immer ausblieb und es Abend ward, ging der Hans hinaus und wollte sehen, was sie geschnitten hätte; aber es war nichts geschnitten, sondern sie lag im Korn und schlief. Da eilte Hans geschwind heim und holte ein Vogelgarn mit kleinen Schellen und hängte es um sie herum; und sie schlief noch immer fort. Dann lief er heim, schloss die Haustüre zu und setzte sich auf seinen Stuhl und arbeitete. Endlich, als es schon ganz dunkel war, erwachte die kluge Else, und als sie aufstand, rappelte es um sie herum, und die Schellen klingelten bei jedem Schritte, den sie tat. Da erschrak sie, ward irre, ob sie auch wirklich die kluge Else wäre, und sprach: "Bin ich's oder bin ich's nicht?" Sie wusste aber nicht, was sie darauf antworten sollte, und stand eine Zeit lang zweifelhaft; endlich dachte sie: "Ich will nach Hause gehen und fragen, ob ich's bin oder ob ich's nicht bin, die werden's ja wissen." Sie lief vor ihre Haustüre, aber die war verschlossen; da klopfte sie an das Fenster und rief: "Hans, ist die Else drinnen?" "Ja", antwortete der Hans, "sie ist drinnen." Da erschrak sie und sprach: "Ach Gott, dann bin ich's nicht", und ging vor eine andere Tür; als aber die Leute das Klingeln der

Schellen hörten, wollten sie nicht aufmachen, und sie konnte nirgend unterkommen. Da lief sie fort zum Dorfe hinaus, und niemand hat sie wiedergesehen.

In der klugen Else begegnen wir dem Abbild einer infantilen Persönlichkeitsstruktur, ein Eindruck, der durch die Tatsache, dass die Eltern es sind, die die Tochter verheiraten wollen, unterstrichen wird. Diese sehen Else weniger als eigenständige Persönlichkeit, sondern bezeichnen sie aufgrund ihrer Andersartigkeit als "klug". Der künftige Mann soll dieser Besonderheit gerecht werden. Der Mittelteil des Märchens verdeutlicht, wie sich die "Klugheit" dieser Else darstellt: Es ist eine Lebenseinstellung, die in panikerfüllter Vorausschau bedrohlicher Möglichkeiten förmlich gelähmt, handlungsunfähig macht. Die Realität erscheint verfälscht, wird zur todbringenden Gefahr, der man nur in hilfloser Unterwerfung begegnen kann. In angsterfüllter Faszination steigert sich die Bedrohung zu einem tragischen, unausweichlichen Schicksal. Angstmindernde Verhaltensweisen, wie etwa ein aktives Zupacken und eine dadurch mögliche Verwandlung der Angst in situationsgerechte Furcht, werden nicht wahrgenommen.

Der Angstkomplex bläht sich in einem Maße auf, dass der Augenblick die Bedrohung bereits als sichere Realität zu beinhalten scheint. Das Gefährliche an dieser Einstellung ist, dass sie, wie es im Märchen deutlich wird, infizierende Wirkung hat und die Realitätsprüfung auch der anderen einschränkt. Schließlich sitzt die ganze Festgesellschaft klagend im Keller und ist mit der drohenden Gefahr als unausweichlichem Schicksal dergestalt identifiziert, dass eine kritische Realitätsprüfung immer schwieriger erscheint und selbst Hans, als Vertreter dieser Perspektive, in den Bann angstgeprägter kollektiver Faszination gerät.

Im zweiten Teil des Märchens zeichnet sich die Infantilität der klugen Else noch klarer ab, d. h., wir können in diesem Teil des Märchens, der fast zusammenhanglos an den ersten Teil gefügt zu sein scheint, noch deutlicher wahrnehmen, wie die Angststruktur dieser so genannten vorausschauenden Klugheit zu verstehen ist, wie viel unentwickelte kindliche Bedürftigkeit sich dahinter verbirgt. Es wird zunächst beschrieben, wie die kluge Else bereit ist, zu arbeiten, aber sie stellt vor das Realitätsprinzip der Arbeit das Lustprinzip des Essens. Es erscheint bezeichnend, dass sie sich einen Brei kocht, und diesen Brei auch isst,

statt zu arbeiten. Der Brei, das Essen des Säuglings und Kleinkindes, symbolisiert die Entwicklungsstufe der klugen Else: fixiert in oraler Anspruchshaltung ist sie unfähig, einen Spannungsbogen innerhalb der Lustbefriedigung auszuhalten und erwachsen urteilend, realitätsgegebene Notwendigkeiten anzuerkennen. Dieser unbewusste innere Konflikt wird in der Wiederholung unterstrichen. Erneut entscheidet sich Else für die Befriedigung eines kindlichen Bedürfnisses. Hans, der sie schlafend findet, gelingt es endlich, die innere Realität Elses zu durchschauen. Er umwickelt sie mit einem Vogelnest, das mit Schellen behängt ist. Sein Tun erweckt den Eindruck, als ob er damit Elses Gefangensein im Unbewussten verdeutlichen wollte. Die klingenden Schellen erinnern an den Hofnarren.

Else wird im Erwachen mit ihrer eigenen Ichschwäche zum ersten Mal bewusst konfrontiert, sie kann die Chance zur Erkenntnis jedoch nicht nützen und fällt in den Zustand der Desorientiertheit, der Identitätsverwirrung, die psychotische Züge hat. Ein letztes Mal setzt sie ihre "Klugheit" ein in der Überlegung, zu Hause nachzufragen, ob sie anwesend sei. Der Partner soll Verantwortung und Bürgschaft für sie übernehmen. Indem sich Hans zurückzieht, löst sich ihr schwaches Ich auf, "sie ward nicht mehr gesehen".

Else versucht, ihre ängstliche, unsichere Einstellung zur Umwelt und zu sich mit einer vorausschauenden Haltung zu kompensieren, die in der Einbeziehung der Eventualitäten scheinbar souverän, überlegen, "klug" wirkt. In den weiteren Schritten zeigt das Märchen jedoch, dass diese Klugheit, die letztlich Ausdruck sowohl von Infantilität als auch Unbewusstheit ist, in der konkreten Lebenssituation eine untaugliche Stütze ist, die sie hindert, das Prinzip der Realität wahrzunehmen, und damit gleichzeitig eine adäquate Aufgabenhaltung unmöglich macht. Else dokumentiert mit ihrer Frage - "Bin ich's oder bin ich's nicht?" - wie wenig Selbst-Vertrauen sie hat, wie unentwickelt ihr Ich ist, dem sie fremd und hilflos gegenübersteht. Sie ist eingesponnen in das Klingen von Schellen, in Laute kurzlebiger Bedeutungslosigkeit. Die Gefahr des Selbstverlustes, einer Auslöschung des Bewusstseins, im Märchen bildhaft dargestellt, ist eine Bedrohung, die sehr häufig parallel zu überbordenden Ängsten als Ausdruck von Infantilität und Unsicherheit auch in unserer heutigen Zeit stattfindet. Es ist eine Lebenseinstellung, die den "Wald vor lauter Bäumen nicht sieht", eine Unfähigkeit, das Leben

aktiv aus den Aufgaben, die jeder Tag stellt, zu begreifen.

2.2 Das Märchen von der Gänsemagd

In der kindlichen Entwicklung spielt die Mutter eine vielfältige und prägende Rolle. Viele Märchen setzen sich mit der Person und der sich dahinter verbergenden archetypischen Gestalt in ihren bergenden und stützenden, aber auch in ihren hexenhaft-verzaubernden, identitätsauslöschenden Aspekten auseinander.

Im Mittelpunkt eines Märchendramas steht nicht selten die Beziehung /zwischen Mutter und Sohn, der Konflikt zwischen Unterwerfung und Befreiung. Ebenso häufig spitzt sich aber auch das Verhältnis Mutter-Tochter zu krisenhaften Verwicklungen zu und drängt nach Lösungen.

Gerade die gleichgeschlechtliche Beziehung enthält innerhalb des familiären Gefüges besondere Spannungsfelder: Das Thema des Entthront- und Überwachsenwerdens durch die heranwachsende Tochter spielt dabei als Konflikt aus der mütterlichen Perspektive ebenso eine Rolle, wie der Akt der Befreiung der Tochter aus kleinmädchenhaften Abhängigkeiten, die Distanzierung von erstickender mütterlicher Fürsorge, die den Weg in die eigene individuelle weibliche Identität bereitet.

Für eine heranwachsende Tochter ist der hochambivalente Konflikt mit der Mutter deshalb so schwer zu lösen, weil bei aller Abgrenzung das Gemeinsame des Weiblichen als tragender Grund erhalten bleiben muss. Gleichwohl muss sich das Mädchen mit dem ambivalent repräsentierten Archetypisch-Weiblichen identifizieren können, um eine bejahende Einstellung zum eigenen Geschlecht und zur eigenen Rolle aufzubauen.

Dieser persönlich oft sehr leidvolle und gleichzeitig psychologischen Gesetzmäßigkeiten folgende Entwicklungsweg wird im Märchen von der "Gänsemagd" beispielhaft beschrieben.

Märchentext: Die Gänsemagd (aus: Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Jubiläumsausgabe, Stuttgart: Reclam 1985/86)

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl schon lange Jahre gestorben und sie hatte eine schöne Tochter, wie die erwuchs, wurde sie weit über Feld auch an einen Königssohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt werden sollten, und das Kind in das fremde Reich abreisen musste, packte ihr die Alte gar viel köstliches Geräth und Geschmeide ein: Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was ihr zu einem königlichen Brautschatz gehörte, denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern sollte und jede bekam ein Pferd zur Reise, aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte sprechen. Wie nun die Abschiedsstunde da war, begab sich die Mutter in ihre Schlafkammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre Finger, dass sie bluteten; daraufhielt sie ein weißes Läppchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie der Tochter und sprach: "liebes Kind verwahr sie wohl, sie werden dir unterwegs Noth thun."

Also nahmen beide voneinander betrübten Abschied, das Läppchen steckte die Königstochter in ihren Busen vor sich, setzte sich aufs Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da sie eine gute Stunde geritten waren, empfand sie einen heißen Durst und rief ihre Kammer Jungfer: "steig ab und schöpfe mir mit meinem Becher, den du aufzuheben hast, Wasser aus dem Bach, ich möchte gern einmal trinken." "Ei, wenn ihr Durst habt", sprach die Kammerjungfer, "so steigt selber ab, legt euch an's Wasser und trinkt, ich mag eure Magd nicht seyn!" Da stieg die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wässerlein im Bach und trank und durfte nicht aus dem goldnen Becher trinken. Da sprach sie: "ach Gott!" da antworteten die drei Blutstropfen: "wenn das deine Mutter wüsste, das Herz im Leibe thät ihr zerspringen." Aber die Königsbraut war gar demüthig, sagte nichts und stieg wieder zu Pferd. So ritten sie etliche Meilen weiter fort und der Tag war warm, dass die Sonne stach und sie durstete bald von neuem; da sie nun an einen Wasserfluss kamen, rief sie noch einmal ihre Kammerjungfer: "steig ab und gieb mir aus meinem Goldbecher zu trinken!" denn sie hatte aller bösen Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer sprach aber noch hochmüthiger: "wollt ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht eure Magd seyn." Da stieg die Königstochter hernieder vor großem Durst und legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach: "ach Gott!" und die

Blutstropfen antworteten wiederum: "wenn das deine Mutter wüsste, das Herz im Leibe thät ihr zerspringen!" Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, fiel ihr das Läppchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Busen, und floss mit dem Wasser fort, ohne dass sie es in ihrer großen Angst merkte. Die Kammerfrau hatte aber zugesehen und freute sich, dass sie Macht über die Braut bekäme, denn damit, dass diese die Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach geworden. Als sie nun wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Falada, sagte die Kammerfrau: "auf Falada gehör' ich und auf meinen Gaul gehörs du" und das musste sie sich gefallen lassen, außerdem hieß sie die Kammerfrau auch noch die königlichen Kleider ausziehen und ihre schlechten anlegen, und endlich musste sie sich unter freiem Himmel verschwören, dass sie am königlichen Hof keinem Menschen nichts davon sprechen wollte, und wenn sie diesen Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada sah das alles an und nahm's wohl in Acht.

Die Kammerfrau stieg nun auf Falada und die wahre Braut auf das schlechte Ross, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen Schloss eintrafen, da war große Freude über ihre Ankunft, und der Königssohn sprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und meinte, sie wäre seine Gemahlin, und sie wurde die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber musste unten stehen bleiben. Da schaute der alte König am Fenster und sah sie im Hofe halten, nun war sie fein und zart und sehr schön, ging hin ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die sie bei sich hätte und da unten im Hofe stände, und wer sie wäre? "ei, die hab' ich mir unterwegs mitgenommen zur Gesellschaft, gebt der Magd was zu arbeiten, dass sie nicht müßig steht." Aber der alte König hatte keine Arbeit für sie und wusste nichts, als dass er sagte: "da hab' ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen!" Der Junge hieß Kürdchen (Conrädchen), dem musste die wahre Braut helfen Gänse hüten.

Bald aber sprach die falsche Braut zu dem jungen König: "liebster Gemahl, ich bitte euch, thut mir einen Gefallen!" Er antwortete: "das will ich gerne thun." "Nun so lasst mir den Schinder rufen und da dem Pferd, worauf ich her geritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterwegs geärgert hat"; eigentlich aber fürchtete sie sich, dass das Pferd sprechen möchte, wie sie mit der Königstochter umgegangen wäre. Nun war das

so weit gerathen, dass es geschehen und der treue Falada sterben sollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr und sie versprach dem Schinder heimlich ein Stück Geld, das sie ihm bezahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienst erwiese. In der Stadt war ein großes, finstere Thor, wo sie Abends und Morgens mit den Gänsen durch musste, "unter das finstere Thor möchte er dem Falada seinen Kopf hinnageln, dass sie ihn doch noch als einmal sehen könnte." Also versprach das der Schindersknecht zu thun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finstere Thor fest.

Des Morgens früh, als sie und Kürdchen unterm Thor hinaus trieben, sprach sie im Vorbeigehen:

du Falada, da du hangest,
da antwortete der Kopf:
du Jungfer Königin, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüsste,
ihr Herz thät ihr zerspringen!

da zog sie still weiter zur Stadt hinaus und sie trieben die Gänse aufs Feld. Und wenn sie auf der Wiese angekommen war, saß sie hier und machte ihre Haare auf, die waren eitel silber, und Kürdchen sah sie und freute sich, wie sie glänzten, und wollte ihr ein Paar ausraufen. Da sprach sie:

weh'! weh'! Windchen,
nimm Kürdchen sein Hütchen,
und lass'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnalzt
und wieder aufgesetzt.

und da kam ein so starker Wind, dass er dem Kürdchen sein Hütchen wegwehte über alle Land, dass es ihm nachlief und bis es wiederkam, war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig und er konnte keine Haare kriegen . Da war Kürdchen böse und sprach nicht mit ihr, und so hüteten sie die Gänse bis dass es Abend wurde, dann fuhren sie nach Haus.

Den ändern Morgen, wie sie unter dem finstern Thor hinaustrieben, sprach die Jungfrau:

du Falada, da du hangest, es antwortete:
du Jungfer Königin, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüsste,
das Herz thät ihr zerspringen!

und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese und fing an ihr Haar auszukämmen, und Kürdchen lief und wollte darnach greifen, da sprach sie schnell:

weh'! weh'! Windchen,
nimm Kürdchen sein Hütchen,
und lass'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnalzt
und wieder aufgesetzt,

da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf weit weg, dass es nachzulaufen hatte, und als es wieder kam, hatte sie längst ihr Haar zurecht und es konnte keins davon erwischen, und sie hüteten die Gänse bis es Abend wurde.

Abends aber, nachdem sie heimkamen, ging Kürdchen vor den alten König und sagte: "mit dem Mädchen will ich nicht länger Gänse hüten." Warum denn? sprach der alte König. "Ei, das ärgert mich den ganzen Tag." Da befahl ihm der alte König, zu erzählen, wie's ihm denn mit ihr ginge. Da sagte Kürdchen: "des Morgens, wenn wir unter dem finstern Thor mit der Heerde durchkommen, so ist da ein Gaulskopf an der Wand, zu dem redet sie:

Falada, da du hangest,
da antwortet der Kopf:
du Königsjungfer, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüsste,
das Herz thät ihr zerspringen!

und so erzählte Kürdchen weiter was auf der Ganswiese geschehe und wie es da dem Hut im Wind nachlaufen müsste.

Der alte König befahl ihm aber, den nächsten Tag wieder hinaus zu

treiben, und er selbst, wie es Morgens war, setzte sich hinter das finstere Thor und hörte da, wie sie mit dem Haupt des Falada sprach; und dann ging er ihr auch nach in das Feld und barg sich in einem Busch auf der Wiese. Da sah er nun bald mit seinen eigenen Augen, wie die Gänsemagd und der Gänsejung die Heerde getrieben brachten und nach einer Weile sie sich setzte und ihre Haare losflocht, die strahlten von Glanz. Gleich sprach sie wieder:

weh'! weh'! Windchen,
Fass Kürdchen sein Hütchen,
und lass'n sich mit jagen,
bis dass ich mich geflochten und geschналzt
und wieder aufgesetzt

da kam ein Windstoß und fuhr mit Kürdchens Hut weg, dass es weit zu laufen hatte, und die Magd kämmte und flocht ihre Locken still fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf ging er unbemerkt zurück und als Abends die Gänsemagd heim kam, rief er sie bei Seite und fragte: warum sie dem allem so thäte? "das darf ich euch und keinem Menschen nicht sagen, denn so hab' ich mich unter freiem Himmel geschworen, weil ich sonst um mein Leben wäre gekommen." Er aber drang in sie und ließ ihr keinen Frieden, "willst du mir's nicht erzählen", sagte der alte König endlich, "so darfst du's doch dem Kachelofen erzählen." "Ja, das will ich wohl", antwortete sie. Damit musste sie in den Ofen kriechen und schüttete ihr ganzes Herz aus, wie es ihr bis dahin ergangen und wie sie von der bösen Kammerjungfer betrogen worden war. Aber der Ofen hatte oben ein Loch, da lauerte ihr der alte König zu und vernahm ihr Schicksal von Wort zu Wort. Da war's gut und Königskleider wurden ihr alsbald angethan und es schien ein Wunder, wie sie so schön war; der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm, dass er die falsche Braut hätte, die wäre ein bloßes Kammermädchen, die wahre aber stände hier als die gewesene Gänsemagd.

Der junge König aber war herzensfroh als er ihre Schönheit und Tugend erblickte und ein großes Mahl wurde angestellt, zu dem alle Leute und gute Freunde gebeten wurden, obenan saß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur ändern, aber die Kammer Jungfer war verblendet und erkannte jene nicht mehr in dem

glänzenden Schmuck. Als sie nun gegessen und getrunken hatten und guten Muths waren, gab der alte König der Kammerfrau ein Räthsel auf: was eine solche werth wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte: "welches Urtheils ist diese würdig?" Da sprach die falsche Braut: "die ist nicht bessers werth, als splinternackt ausgezogen in ein Fass inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen geworfen zu werden, und zwei weiße Pferde davor gespannt müssen sie Gaß auf Gaß ab zu Tode schleifen!" "Das bist du, sprach der alte König, und dein eigen Urtheil hast du gefunden und darnach soll dir widerfahren", welches auch vollzogen wurde; der junge König vermählte sich aber mit seiner rechten Gemahlin und beide regierten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

Das Märchen setzt sich in sehr farbigen Bildern mit dem Entwicklungsweg des Weiblichen schlechthin auseinander, mit der Frage der Trennung des jungen Mädchens aus mütterlichen Bindungen und der Suche nach eigener Identität, nach Ichwerdung und Eigenständigkeit.

Der Entwicklungsweg beginnt mit dem Abschied der Königstochter von der Mutter, einer alten Königin. An dieser Tatsache zeichnet sich bereits die Aufgabenstellung im Märchen ab: Die alte Generation will zurücktreten an den Rand des Geschehens. Die Kinder erleben Zumutung und Chance, in die Mitte des Lebens zu treten und ihr Geschick eigenverantwortlich zu steuern.

Als Ausdruck einer noch bestehenden intensiven Bindung, ja fast symbiotischen Verknüpfung zwischen Tochter und Mutter schenkt diese ihr ein Läppchen mit drei eigenen Blutstropfen, die der Tochter als positiver mütterlicher Anteil auf ihrem Entwicklungsweg Schutz geben sollen. Die Königin gibt ihr aber gleichzeitig auch die Kammerjungfer mit, die sich bald in ihrer egozentrischen Machtbedürftigkeit zeigt und damit neben dem guten Anteil der Mutter, symbolisiert in den Blutstropfen, einen negativen mütterlichen Aspekt darstellt. Aufgabe der Königstochter ist es, unterwegs zum Königsohn, mit diesen zwei Aspekten der Mutter, die auch Ausdruck der eigenen Doppelnatur sind, sorgsam und vorsichtig umzugehen.

Dieser Aufgabe, die Gelassenheit und Reife erfordert, ist sie jedoch ihrer Kindlichkeit wegen nicht gewachsen. Sie beschreitet ihren

Entwicklungsweg, der sie ja auf eine neue Bewusstseinsstufe führen soll, sehr naiv und unbewusst. In diesem Zusammenhang ist bezeichnend, dass sie im Bedürfnis, kindlich orale Wünsche zu befriedigen, das Geborgenheit und Sicherheit verheißende Symbol (das Lämpchen mit den drei Blutstropfen) verliert. Das Gleichgewicht ist gestört, der negative Mutteraspekt in Gestalt der Kammer Jungfrau gewinnt Macht über sie. Der Verlust der angeborenen, aber sehr unbewussten königlichen Identität scheint unausweichlich; nur das Pferd Falada nimmt den anmaßenden Machtanspruch der Magd wahr.

Fassen wir die Ausgangssituation des Märchens nochmals zusammen: Für das Verständnis ist sehr entscheidend, dass die Königstochter offenbar ohne Vater aufgewachsen ist. Aufgrund des fehlenden Vaters hat sich eine überstarke Bindung an die Mutter entwickelt, ein allzu langes Verhaftetsein in kindlicher Abhängigkeit und damit verbunden die Eigenschaft, in belastenden Situationen nur demütig und unterwürfig zu gehorchen. Im Erleben der Königstochter fehlte somit das männlich strukturierende, von echter Autorität getragene Vorbild des Vaters, das einer Heranwachsenden einerseits äußere Sicherheit, zum anderen die Möglichkeit der Entwicklung auch geistiger Möglichkeiten zugesteht. Weil sie keinen eigenen Standpunkt kritisch-denkend entwickeln konnte, ist sie dem autoritären Machtgebaren der Kammer Jungfrau hilflos ausgeliefert. Sie hat in ihrer Kindlichkeit der Pseudostruktur der Magd nichts entgegenzusetzen und kann sich lediglich unterwerfen.

Auf der Stufe tiefster Erniedrigung, als die Kammerfrau Königin ist und sie selber zur Gänsehirtin gemacht wird, erweist sich als einziges Halt und Orientierung gebendes Moment der Kontakt zu dem Pferd Falada, d. h. die Beziehung zu starken Instinktquellen, die entsprechend der Symbolik des Pferdes dem väterlichen Bereich zuzuordnen sind. Doch auch dieser Rückhalt wird durch die destruktiven Verhaltensweisen der Kammerfrau in Frage gestellt. Falada wird getötet. In dieser Notsituation kann die Königstochter zum ersten Mal eine vom Ich getragene Entscheidung treffen, indem sie den Schindersknecht bittet, den Pferdekopf über das dunkle Tor zu nageln, das sie täglich durchschreitet. Hier zeigt sich, dass die Königstochter ahnend bereits erfasst hat, dass dieser Pferdekopf, diese symbolisch männliche, instinkthafte Orientierung, ihr Halt geben kann auf dem Weg zu ihrer eigenen Identität. Man könnte in diesem Zusammenhang Faladas Kopf verstehen als eine

Art geistigen Mentor, der als Vermittler zwischen Ich und du, zwischen bewusst und unbewusst den Erlösungsprozess in Gang setzt.

Angesichts der Dramatik des Geschehens mutet die Auseinandersetzung zwischen der Königstochter und Kürdchen fast bedeutungslos an, doch bei genauerer Betrachtung verstecken sich hier zentrale symbolische Motive: Die Gänse galten von alters her als besonders kluge Vögel, sie waren beispielsweise die Wächter des Capitols und wurden bereits im Altertum als Träger des Glücks betrachtet.

Und auch in China symbolisieren Gänse das Glück, insbesondere in der positiven Verbindung der Gegensätze, wie wir es auch im Symbol der Ehe wieder finden.

Indem die Königstochter zusammen mit Kürdchen, dem Jungen, der deutliche Züge des puer aeternus trägt, sich diesen Gehalten aufmerksam zuwenden, sie hüten muss, unterstreicht das Märchen, dass es für die Königstochter wichtig ist, ihre eigene Weiblichkeit schrittweise zu entwickeln und kindliche Verhaltensmuster zu verlassen. In der Szene, in der Kürdchen die glänzenden Haare der Königstochter fangen möchte, um sich einige zu rauben, klingen deutlich erotische Momente an. Das silberne Haar, in seiner Symbolik mondhaft-weiblichen Seiten sehr verwandt, wird in seiner verführerischen Qualität für Kürdchen wie für die Königstochter erlebbar. Gleichzeitig aber kann die Königstochter den Wind, ein elementares Prinzip, zur Hilfe rufen, um sich vor dem unangemessenen Zugriff Kürdchens zu schützen. Der Wind ist dem Geistig-Männlichen symbolisch zuzuordnen und lässt wiederum eine väterliche Qualität erahnen, die die Königstochter vor einer verfrühten konkreten Auseinandersetzung mit dem Männlichen schützt. Dadurch kann es ihr gelingen, sich im Ordnen und Rechten ihrer Haare ihrer selbst, d.h. auch ihrer Weiblichkeit bewusst zu werden, um damit die Voraussetzung für eine echte Begegnung mit dem Männlichen zu schaffen.

Kürdchen, in seinen erotischen Wünschen enttäuscht, wendet sich verärgert an den König als dem Repräsentanten von Würde und Ordnung. Der König hatte bereits ohne Wissen der Gänsehirtin sehr früh eine erste Beziehung zu ihr aufgenommen, als er sie vom Fenster her schon zum Zeitpunkt der Ankunft wahrgenommen und sie Kürdchen zum

Gänsehüten zugeteilt hatte. Es liegt der Schluss nahe, dass der Entwicklungsweg der Königstochter von einer Vaterfigur gelenkt wurde, und von daher folgt die Entwicklung psychologischem Wissen, wenn sich Kürdchen mit seiner Klage gerade an diesen Maß und Ordnung gebenden Menschen wendet.

Der König verfügt nicht nur dank seines königlichen Amtes über männlich strukturgebende Fähigkeiten, sondern er durchschaut auch mithilfe geistvoll kritischen Denkens die Gesamtsituation und bietet darum, nachdem er sich von der Wahrheit von Kürdchens Aussagen überzeugt hat, der Königstochter als Beicht- und damit Erlösungsort den alten Kachelofen an. In dieser Festigkeit einer belastenden Forderung liegt nicht nur Zumutung, sondern auch Zutrauen in die potenziellen Möglichkeiten der Königstochter. Sie werden in diesem Wahrnehmungsprozess zur tragenden Kraft im Aufbau eines belastbaren Selbstvertrauens. Erst diese Fähigkeit bildet die Voraussetzung, königliche Würde zu tragen und reif zu werden für die coniunctio, die Heirat als Symbol für das Eingehen einer bewussten Verbindung von Gegensätzen, ein äußerer Prozess als Abbild eines inneren Reifungsvorganges.

Fasst man den Sinngehalt des Märchens zusammen, so wird deutlich, dass dieses weibliche Entwicklungsmärchen darum für uns faszinierend ist, weil sich hier ein heute sehr aktuelles Problem abzeichnet, nämlich die Schwierigkeit, auch dann zur eigenen positiven Identität zu finden, wenn die frühen Erfahrungen nur innerhalb einer Zweierbeziehung, Tochter und Mutter, erlebt wurden und nicht das Dritte, nämlich das Männliche als das andere, das Strukturgebende, Orientierungsverleihende hinzukommt. Es wird in diesem Märchen wiederholt unterstrichen, welche ungeheure Bedeutung der Vater für die Entwicklung des jungen Mädchens hat, und auf der anderen Seite der Gefahrenkreis angedeutet, der es zu verschlingen droht, wenn diese positive Begleitung durch das Männliche in der Kind- und Jugendzeit fehlt. Es ergibt sich nämlich dann fast zwingend eine überstarke, nahezu symbiotische Bindung an die Mutter. Dadurch werden progressive Entwicklungsschritte erschwert, der regressive Sog in mütterliche, frühe Geborgenheit wird übermächtig. Dies symbolisiert im Märchen das Läppchen mit seinem stereotypen Hinweis auf die bindende Liebe der Mutter.

In der Auseinandersetzung mit dem negativen Mutteraspekt, dargestellt in der Kammer Jungfrau, fehlt der Königstochter bezeichnenderweise die Haltung eines kritischen Selbst-Bewusstseins, einer Haltung, die sich vor allem in der Orientierung an einer Kontur vermittelnden väterlichen Figur entwickeln kann. Diese beinhaltet den Mut zur Konfrontation, im Gegensatz zur demütigen, sich unterwerfenden und wenig autonomen Einstellung der Königstochter.

Die weiteren Schritte des Märchens zeigen, dass dieser Mangel an Eigenständigkeit in einem schmerzvollen Prozess erlitten werden muss, um den Möglichkeiten des Lebens positiv handelnd begegnen zu können. Dieses Leid erfährt die Königstochter im Erleben des Ungeschütztseins, der Demütigung und Entwertung, in der Beraubung ihrer ererbten, aber noch nicht erworbenen königlichen Würde. Erst in der Herausforderung zum Wagnis eigenständigen Handelns begegnet ihr das Männliche in seinen potenziellen Beziehungs- und Erlösungsangeboten.

Es gehört zum entscheidenden Sinngehalt des Märchens, dass sich die schützende Haltung des Männlichen wesentlich anders darstellt als die des Weiblich-Mütterlichen: Der König mutet der Königstochter im Rahmen seiner Hilfestellung das Hüten der Gänse zu. Er setzt sie der Auseinandersetzung mit dem noch unentwickelten Männlichen in Gestalt Kürdchens aus und zwingt sie schließlich über das Bekenntnis im Ofen zu einem erneuten, aber diesmal bewussten leidvollen Durchleben des Vergangenen. Dieser Weg der vertrauensvollen Herausforderung vermittelt die Erfahrung eigener Kraft im schmerzlichen Verzicht ebenso wie in eigenständiger Bewältigung drohender Zufälle.

Damit erlebt die Königstochter die Ganzheit ihres Seins in ihren aktiven und passiven Zügen. Erst so kann sie sich selbst und dem Bräutigam Partnerin sein.

2.3 Das Märchen von den sechs Dienern.

Der Weg des vitalen Sohnes in Auseinandersetzung und Abgrenzung von machtvollen Elternbildern

Wies das Märchen von der "Gänsemagd" schon deutlich auf die Bedeutung des Vaters in seiner Orientierung und Halt gebenden Funktion

hin, so beschreibt das Märchen von den "Sechs Dienern" die Person des Vaters aus einer anderen Perspektive. Diesmal kreist das Geschehen um den Weg eines jungen Mannes, eines Prinzen, der in der Abgrenzung von einem übermächtigen Vater den Mut entwickeln muss, die eigenen männlichen Kräfte und Möglichkeiten zu erkennen und zu integrieren. Die Selbstfindung, die sich im Bild der Aufgabenstellung durch die alte Zauberin symbolisiert, ist darum so schwierig, weil der Prinz mit einer machtvollen Allianz zwischen starker Mutterpersönlichkeit und einer mit ihr identifizierten, nicht gelösten Tochter kämpfen muss. Diese Herausforderung kann er nur mit dem bewussten Einsatz der verschiedensten Aspekte seiner männlichen Potenz (Diener) bewältigen.

Märchentext: Die sechs Diener (aus: Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Urfassung 1812/14, Antiqua Verlag, Lindau o. J.)

Eine alte Königin, die war eine Zauberin, und hatte die allerschönste Tochter unter der Sonne, wenn aber ein Freier kam, so gab sie ihm einen Bund (etwas zu lösen) auf, und könnt' er den nicht herausbringen, so war keine Gnade, er musst' niederknien und das Haupt ward ihm abgeschlagen. Nun geschah es, dass ein Königssohn um sie werben wollte, aber sein Vater ließ es nicht zu und sprach: "nein, gehst du hin, so kommst du nicht wieder zurück." Da legte sich der Prinz nieder und ward sterbenskrank sieben Jahre lang; weil nun der Vater sah, dass er doch verloren wäre, sprach er: "zieh hin, vielleicht bist du glücklich." Alsbald war er gesund, stand auf von seinem Lager und machte sich auf den Weg. Nun musste er auch durch ein Holz, darin sah er einen Mann auf der Erde liegen, der war gewaltig dick und ordentlich ein kleiner Berg; der Mann rief ihn aber an und fragte, ob er ihn wollte zum Diener haben? Der Prinz sprach: "was soll ich mit einem so dicken Mann anfangen; wie bist du nur so dick geworden?" - "O das ist noch gar nichts, wenn ich mich recht auseinander thue, bin ich noch dreitausendmal so dick!" - "Da komm mit mir", sagte der Prinz. Die zwei gingen weiter und fanden einen ändern, der lag auf der Erde und hatte das Ohr auf den Rasen gelegt. "Was machst du da?" sprach der Prinz. "Ei! ich horche, denn ich kann das Gras wachsen hören, und alles, was sich in der Welt zuträgt, und darum werd' ich der Horcher genannt." "Sag' mir, was geschieht eben an der alten Königin Hof?" - "Es wird einem Freier der Kopf abgeschlagen, ich hör' das Schwert sausen." - "Komm mit mir", sprach der Prinz und sie zogen zu dreien weiter. Da fanden sie einen, der lag da und war ganz

lang, sodass sie eine gute Strecke gehen mussten, bis sie von seinen Füßen bis zum Kopf kamen. "Warum bist du so lang?" fragte der Prinz. "O, sagte er, wenn ich mich ausstrecke, so bin ich noch dreitausendmal so lang, und größer, als der höchste Berg auf Erden." "Komm mit mir", sprach der Prinz. Da gingen die vier weiter, und fanden einen, der saß da mit verbundenen Augen. Der Prinz fragte: "warum hast du ein Tuch vor den Augen?" "Ei, sprach er, was ich mit meinen Augen ansehe, das springt von einander, darum darf ich sie nicht offen lassen." "Komm mit mir, sagte der Prinz. Da gingen die fünf weiter und fanden einen, der lag mitten im heißen Sonnenschein, und fror und zitterte am ganzen Leibe, sodass ihm kein Glied still stand. Der Prinz fragte: "wie frierst du so im Sonnenschein?" "Ach, sprach der Mann, je heißer es ist, desto mehr frier' ich, und je kälter es ist, desto heißer wird mir, und mitten im Eis kann ich's vor Hitze, und mitten im Feuer vor Kälte nicht aushalten." "Komm mit mir", sprach der Prinz, da gingen die sechs weiter und fanden einen Mann, der stand da und schaute um sich über alle Berge hinaus. "Wornach siehst du?" fragte der Prinz. Da sprach er: "ich habe so helle Augen, dass ich damit weit über Berge und Wälder und durch die ganze Welt hinaus sehen kann." "Kommt mit mir, sagte der Prinz, so einer fehlte mir noch."

Nun zogen die sieben in die Stadt ein, wo die schöne und gefährliche Jungfrau lebte; der Prinz aber ging vor die alte Königin und sprach, er wollt' um ihre Tochter werben. Ja, sagte sie, dreimal will ich dir einen Bund aufgeben, lösest du den jedes Mal, so ist die Prinzessin dein; der erste Bund aber ist, dass du mir einen Ring wieder bringst, den ich ins rothe Meer habe fallen lassen." Der Prinz sagte: "den Bund will ich lösen", und rief seinen Diener mit den hellen Augen, und der schaute ins Meer bis auf den Grund, und sah den Ring da neben einem Steine liegen. Darnach kam der Dicke, der setzte seinen Mund ans Meer und ließ die Wellen hinein laufen, und trank es aus, dass es trocken ward wie eine Wiese; da bückte sich der Lange nur ein wenig und holte den Ring mit der Hand heraus. Der Prinz brachte ihn der Alten, die sprach mit Verwunderung: "Ja, das ist der rechte Ring; einen Bund hast du gelöst, aber nun kommt der Zweite. Siehst du dort auf der Wiese vor meinem Schloss, da weiden dreihundert fette Ochsen, die musst du mit Haut und Haar, Knochen und Hörnern verzehren, und darfst nicht mehr als einen einzigen Gast dazu einladen, und unten im Keller, da liegen dreihundert Fässer Wein, die musst du dabei austrinken, und bleibt ein Spürchen und

ein Tröpfchen übrig, so ist mir dein Leben verfallen." Der Prinz sprach: "Das will ich vollbringen", und setzte den Dicken als seinen Gast zu sich, der aß die dreihundert Ochsen auf, und blieb kein Haar übrig und trank den Wein dazu gleich aus den Fässern selber, ohne dass er ein Glas nöthig hatte. Als die alte Zauberin das sah, erstaunte sie und sprach zum Prinzen: "so weit hat's Keiner gebracht; aber es ist noch der dritte Bund übrig", und dachte, ich will dich schon berücken: "Heut Abend bring ich die Jungfrau dir auf die Kammer und in deinen Arm, da sollt ihr beisammen sitzen, aber hüt' dich vor'm Einschlafen; ich komme Schlag zwölf Uhr, und ist sie dann nicht mehr in deinen Armen, so hast du verloren." Der Prinz dachte, das ist so schwer nicht, ich will wohl meine Augen nicht zuthun; doch Vorsicht ist immer gut, und als die schöne Jungfrau Abends zu ihm geführt ward, hieß er alle seine Diener hereinkommen, und der Lange musste sich um sie herumschlingen, und der Dicke sich vor die Thüre stellen, dass keine lebendige Seele herein konnte. Da saßen sie und die schöne Jungfrau sprach kein Wort, aber der Mond schien durch's Fenster auf ihr Angesicht, dass er ihre wunderbare Schönheit sehen konnte. Sie wachten auch alle miteinander bis elf Uhr, da ließ die Zauberin einen Schlummer auf ihre Augen fallen, den sie nicht abwehren konnten. Sie schliefen alle hart bis ein Viertel vor Zwölf, und als sie erwachten, war die Prinzessin fort und von der Alten entrückt. Der Prinz und der Diener jammerten, aber der Horcher sprach: "seyd einmal still!" horchte und sagte: "sie sitzt in einem Felsen dreihundert Stunden von hier und klagt über ihr Schicksal." Da sprach der Lange: "ich will helfen" und huckte den mit den verbundenen Augen auf, und wie man die Hand umwendet, standen sie vor dem verwünschten Felsen. Da nahm der Lange dem ändern die Binde ab; kaum hatte der den Felsen angeschaut, zersprang er gleich in tausend Stücke, und der Lange holte die Prinzessin aus der Tiefe, und schwang sich mit ihr in drei Minuten zurück. Schlag zwölf kam die Alte und glaubte, den Prinzen ganz gewiss und allein und in Schlaf versenkt zu finden, aber da war er munter und ihre Tochter saß in seinem Arm. Nun musste sie zwar still schweigen, aber es war ihr leid, und die Prinzessin kränkte es auch, dass sie einer sollte gewonnen haben, und ließ am ändern Morgen dreihundert Malter Holz zusammensetzen, und sprach zum Prinzen, er hätte zwar den Bund gelöst, ehe sie ihn aber heirathe, verlange sie, dass Jemand sich mitten in das Holz setze, wenn es angezündet wäre, und das Feuer aushalte. Dabei dachte sie, wenn die Diener ihm auch alles thäten, würde sich doch keiner für ihn verbrennen,

und aus Liebe zu ihr würde er sich selber hinein setzen, und dann war sie frei. Wie aber die Diener das hörten, sprachen sie: "wir haben alle etwas gethan, nur der Frostige noch nicht" und nahmen ihn und trugen ihn ins Holz hinein und steckten's darauf an. Da hub das Feuer an und brannte drei Tage, bis alles Holz verzehrt war, und als es verlosch, stand der Frostige mitten in der Asche und zitterte wie Espenlaub, und sprach: "so hab' ich meine Lebtag nicht gefroren, und wenn's länger gedauert hätte, wär' ich erstarrt."

Nun musste sich die schöne Jungfrau mit dem Prinzen vermählen, als sie aber nach der Kirche fuhren, sprach die Alte: "ich kann's nimmermehr zugeben", und schickte ihr Kriegsvolk nach, das sollte alles niedermachen, und ihr die Tochter zurückbringen. Der Horcher aber hatte die Ohren gespitzt und alles angehört, was die Alte gesprochen, und sagte es dem Dicken, der speite einmal oder zweimal aus hinter dem Wagen, und da entstand ein groß Wasser, in diesem blieben die Kriegsvölker stecken. Als sie nicht zurückkamen, schickte die Alte ganz geharnischte Reiter, aber der Horcher hörte sie kommen und band dem einen die Augen auf, der guckte die Feinde ein bischen scharf an, und sie sprangen auseinander wie Glas. Da fuhren sie ungestört weiter, und als sie in der Kirche verheirathet und eingesegnet waren, nahmen die sechs Diener ihren Abschied und wollten weiter ihr Glück in der Welt versuchen.

Eine halbe Stunde vor dem Schloss war ein Dorf, vor dem hütete ein Schweinehirt seine Heerde; wie sie dahin kamen, sprach der Prinz zu seiner Frau: "weißt du auch recht, wer ich bin? ich bin kein Prinz, sondern ein Schweinehirt, und der dort mit der Heerde, das ist mein Vater, und nun müssen wir zwei auch daran und ihm helfen hüten." Dann stieg er mit ihr in ein Wirthshaus ab, und sagte heimlich zu den Wirthsleuten, heut' Nacht sollten sie der Prinzessin die Kleider wegnehmen. Wie sie nun am Morgen aufwachte, hatte sie nichts anzuthun und die Wirthin gab ihr einen alten Rock und ein paar alte wollene Strümpfe, und that noch als wärs ein großes Geschenk. Da glaubte die Prinzessin, er sey wirklich ein Schweinehirt, und hütete mit ihm die Heerde, und sprach: "ich habe es verdient mit meinem Stolz." Das dauerte acht Tage, da konnte sie es nicht mehr aushalten, denn die Füße waren ihr ganz wund geworden. Da kamen ein paar Leute und fragten, ob sie recht wüsste, wer ihr Mann wäre? Da sagte sie: "ja, ein Schweinehirt, er ist eben ausgegangen, mit

ein wenig Band zu handeln." Sie baten sie aber mitzugehen, und führten sie ins Schloss hinauf, und wie sie in den Saal kam, stand da der Prinz in königlichen Kleidern. Sie erkannte ihn aber nicht, bis er ihr um den Hals fiel und sie küsste, und sprach: "ich habe so viel für dich gelitten, da hast du auch für mich leiden sollen." Nun ward erst recht die Hochzeit gefeiert, und der's erzählt hat, wollte, er war' auch dabei gewesen.

Zu Beginn des Märchens wird uns auf der einen Seite ein Mutter-Tochter-Paar geschildert, das in einer engen Bindung lebend, dem Männlichen gegenüber feindlich eingestellt ist. Die Unfähigkeit der Bewerber, die Rätsel zu lösen, was der Unfähigkeit entspricht, Mutter und Tochter aus ihrer symbiotischen Verklammerung zu erlösen, muss von den Prinzen mit dem Verlust des Kopfes bezahlt werden. Enthaupten bedeutet, das Männliche seiner geistigen Kraft zu berauben. Gleichzeitig entspricht dieser Akt aber auch einer nach oben verschobenen Kastration. Mutter wie auch Tochter können das Kraftvoll-Männliche als gleichberechtigten Wert nicht anerkennen. Die unbewussten eigenen Minderwertigkeitsgefühle zwingen zur grausamen, entmachtenden Vergewaltigung des Mannes.

Diesem Mutter-Tochter-Paar wird eine Vater-Sohn-Beziehung gegenübergestellt in einer Nähe, die stark von den anklammernden Wünschen des Vaters geprägt ist.

Um in einem ersten Schritt sein Ich aus der übermäßigen Bindung an den Vater herauszulösen, muss der Sohn sieben Jahre lang seine vitalen Kräfte in einer Krankheit stärken, die wir vielleicht heute als Depression bezeichnen würden. Es sind Energien, die sich, nachdem er den Trennungsschritt vom Vater gewagt hat, in sechs Einzelpersonen darstellen, die der Prinz als Diener und Begleiter auf seinen Weg der Selbstfindung mitnimmt.

Die Zahl der Diener ist symbolisch sehr bedeutsam: Die Sechs gilt bei den Pythagoreern als vollkommene Zahl (Anm. 5). In der christlichen Symbolik verkörpert sie das Prinzip des Guten ebenso wie des Bösen, enthält also das Moment der Vereinigung der Gegensätze. Es liegt in diesem Doppelaspekt aber auch die Problematik der Unentschiedenheit, die herausfordert zur mutigen Tat, zur Lösung des Rätsels, nicht als intellektuelle Denkübung, sondern aus der Fülle der Instinkte, Gefühle

und Empfindungen.

In der Sechs begegnet uns auch das Prinzip der verdoppelten Drei, das heißt des männlichen Prinzips, das sich in Kraft, List und Tat verwirklichen will.

Im ersten Diener, dem Dicken, der nach Bedarf noch dreitausendmal dicker werden kann, trifft der Prinz einen eigenen vitalen Anteil, nämlich die Möglichkeit des Aufnehmens von Fülle, des kraftvollen Wachsens. Gleichzeitig haben wir es hier mit Persönlichkeitsaspekten zu tun, die noch stark mit dem mütterlichen Prinzip der oralen Befriedigung verknüpft sind und möglicherweise unterstreichen, dass Männlichkeitsentwicklung nur dann wirklich fruchtbar sein kann, wenn auch weibliche Anteile der eigenen Persönlichkeit angegliedert werden.

Der zweite Begleiter, der Horcher, ist in der Lage, sensibel und empfindsam "das Gras wachsen zu hören", er nimmt auch das Sausen des Schwertes am Hofe der Königin-Zauberin wahr. Damit dürften die intuitiven Wahrnehmungskräfte des Prinzen ebenso angesprochen sein, wie die ihm innewohnenden Fähigkeiten, im Rahmen dieser ahnend erfassten Schau, klar und nüchtern zu unterscheiden. Ist es doch das Schwert, dem der Symbolgehalt der Gerechtigkeit wie der positiv trennenden Kräfte zugeschrieben wird.

Der dritte Diener, der Lange, symbolisiert ergänzend zum Dicken das andere Raummaß. Auch er kann dieses Maß in Notsituationen um das dreitausendfache verlängern. Die erklärende Aussage, dass er damit "länger als der höchste Berg" würde, weist möglicherweise auf die Fähigkeit nicht nur des äußeren, sondern auch des inneren Weitblicks hin, eine Andeutung von Weisheit als Fernziel des Lebens.

Der vierte Begleiter ist mit seinen verbundenen Augen ein Spiegel der noch stark im Unbewussten verhafteten, blinden Gesamtsituation des Prinzen. Gleichzeitig ist darin der Hinweis enthalten, dass vorzeitiges Sehen, verfrühtes Bewusstwerden ein zerstörerisches Element in sich birgt.

Im fünften Diener begegnen wir dem Prinzip der Verwandlung und Neuorientierung. Als Repräsentant des Irrationalen macht er deutlich,

dass sich nur in der Wahrnehmung der Gegensätze inneres Gleichgewicht vollzieht. Durch seine Fähigkeit zu einer entgegengesetzten Fühl-Reaktion werden Gesetze der Vernunft auf den Kopf gestellt. Einseitige Perspektiven erfahren eine kompensatorische Umkehr, Zerstörerisches wird unwirksam.

Nicht umsonst ist der sechste Diener der mit den "hellen Augen". Er ist der Sehende, der die ganze Welt überschauen kann, der den Überblick hat, ein Wissender, der gleichzeitig ein ergänzendes Moment zu den zerstörerischen Augen des anderen in sich schließt. Damit verbunden ist aber auch die Aussage, dass beide Aspekte notwendig sind: Manche alte Formen müssen zerstört werden, damit Erkenntnis und Wissen zu einer neuen Bewusstseins- und Lebensstufe führen.

In der Aufzählung der Diener begegnen wir der Ebene der Instinkte, dem Bereiche des Fühlens und des Erkennens, die in ihrer Gemeinsamkeit den Weg zur Lösung des Rätsels vorbereiten. In ihrer Erkenntnis und Integration liegt sowohl für den Prinzen als auch für die Prinzessin die Chance verborgen, sich aus kindlichen Abhängigkeiten zu befreien und Selbst-Sein zu entdecken und zu leben. Ausgestattet mit der Bereitschaft, diese seine Diener als zu ihm gehörende Begleiter zu akzeptieren, kann es der Prinz wagen, die Rätsel zu lösen und damit seinen subjektiven Einweihungsweg beginnen.

Die erste Aufgabe, den Ring der Zauberin auf dem Grund des Meeres zu finden, beschreibt auch innere Notwendigkeiten des Prinzen: Im Ring symbolisiert sich das geistige Prinzip (Anm. 6), das der Prinz aus dem meermütterlichen Enthaltensein herauslösen muss. Der Ring ist gleichzeitig auch Sinnbild für des Prinzen Ganzheit, für sein Selbst (Anm. 7). Im Einsetzen eigener Weitsicht als Synonym für Einsicht nimmt er mit den Augen des Dieners den Ort wahr, über den Dicken setzt er sich kämpfend mit dem mütterlichen Prinzip in Gestalt des Meeres auseinander und verschlingt, wo er selbst möglicherweise in Gefahr ist, verschlungen zu werden. Die Länge des Langen, die eigene phallische Größe, fördert den Ring an die Oberfläche.

Das zweite Rätsel könnte man als "orale Regression", als Prüfung der Belastbarkeit der vitalen Ressourcen des Prinzen verstehen. Auf der anderen Seite soll der Prinz in der Verführung materieller Angebote

erliegen, im Diesseits oraler Überfülle stecken bleiben. Aber auch hier, in dieser urmütterlichen Aufgabe von Essen und Trinken, taucht die Drei als hilfreiches männliches Prinzip des Geistigen auf, um dem Ich des Prinzen zu ermöglichen, im Spannungsfeld von Gier, Anspruch und Ohnmacht nicht unterzugehen.

Mit der dritten Aufgabe stellt sich dem Prinzen die Herausforderung der Begegnung mit dem Weiblichen. Noch bleibt dies unpersönlich, bedrohlich in ihrem regressiven Sog. In der Faszination ist der Prinz in der Gefahr, sein Ich zu verlieren, dem Unbewussten träumend zu verfallen.

Die Vereinigung von männlich und weiblich, die auch einer Verbindung der eigenen Gegensätze entspricht, kann jedoch nur in einer bewussten Leistung, unter Einsatz aller Möglichkeiten gestaltet werden. Es bedeutet, den richtigen Zeitpunkt, die Zahl der Vollkommenheit (die Zwölf) nicht aus dem Auge zu verlieren. Es bedeutet, genau hinzuhören, einen langen Weg auf sich zu nehmen, Hindernisse, die unüberwindbar erscheinen, doch zu bewältigen. Aber auch mit dem Erringen der Jungfrau und dem Lösen der ursprünglichen Aufgaben ist die Vereinigung noch nicht vollziehbar. Indem eine vierte Aufgabe hinzukommt, nämlich die zerstörerischen Kräfte des Feuers zu überwinden, wird in der Symbolik der Vier (Anm. 8) die Realität des Kosmos, der notwendigen Erdschwere mit einbezogen. So eröffnen sich dem Prinzen Wege, sich mit der zerstörerischen Dämonie wie auch mit der gefährlichen Faszination des Feuers, den Bildern für Eros und Sexualität, und der Wandlung auseinander zu setzen. Erst dann wird das Feuer zu seinen läuternden und reinigenden Kräften entbunden, wenn der Prinz sich mit den kompensierenden Fähigkeiten der kühlen Gelassenheit diesen Kräften aussetzt und in der Gegensatz Erfahrung sich selbst begreift.

Noch einmal werden die differenzierten Ichkräfte im Bewältigen der Verfolger notwendig: genaues Hinhören, Einsatz der Vitalbereiche aus dem Mütterlichen, die unbestechlichen Augen, die Formelhafte zerstören. Erst jetzt wird der Weg zur echten und unverfälschten Begegnung frei.

Danach können sich die Diener verabschieden, wurden sie doch vom Prinzen als zu ihm selbst gehörend wahrgenommen und integriert. Die

Rätsellösung wäre aber nicht vollkommen, wenn nicht im letzten Teil des Märchens auch die Prinzessin sich wandeln, d.h. sich mit ihrer eigenen Instinktwelt auseinandersetzen müsste. Sie bekommt die Aufgabe, in Einfachheit die Schweine zu hüten, um in der Begegnung mit dem schlichten Leben, in der Erfahrung von Erdschwere und Schmerz, die Läuterung zu erleben, die es ihr ermöglicht, die Königinwürde zu tragen.

3. Konflikthafte Familienkonstellationen im Märchen

Das Beziehungsgefüge auf gleichgeschlechtlicher Ebene innerhalb der Familie kann, wie wir es am Beispiel der Mutter-Tochter-Bindung im Märchen von den sechs Dienern sahen, lähmende, die Autonomie erschwerende Aspekte haben. Eine andere belastende Folge ist die Flucht des Kindes in eine frühe Verselbstständigung, in eine notvolle Ich-Identität. Es ist eine Handlungsweise, die von den Eltern unbewusst dann erzwungen wird, wenn sie das Kind zur Unterstützung des eigenen Wertes, zur Kompensation von Selbstzweifeln, zur Verstärkung des eigenen unsicheren Selbstseins benutzen.

3.1 Das Märchen: Hans mein Igel

Im Märchen "Hans mein Igel" wird diese Problematik anschaulich gemacht. Darüber hinaus wird aufgezeigt, wie belastende Ausgangssituationen im Leben mit Hilfe von Mut, Eigenständigkeit und Tatkraft bewältigt werden können und damit eine positive Ent-Bindung aus engen familiären Zwängen möglich wird.

Märchentext: Hans mein Igel (aus: Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Urfassung 1812/14, Antiqua Verlag, Lindau o. J.)

Es war ein reicher Bauer, der hatte mit seiner Frau keine Kinder; öfters, wenn er mit den ändern Bauern in die Stadt ging, spotteten sie ihn und fragten, warum er keine Kinder hätte. Da ward er einmal zornig und als er nach Haus kam, sprach er: "ich will ein Kind haben und sollt's ein Igel seyn." Da kriegte seine Frau ein Kind, das war oben ein Igel und unten ein Junge, und als sie das Kind sah, erschrack sie und sprach: "siehst du, du hast uns verwünscht!" Da sprach der Mann: "was kann das alles helfen, getauft muss der Junge werden, aber wir können keinen Gevatter dazu nehmen." Die Frau sprach: "wir können ihn auch nicht anders taufen als Hans mein Igel." Als er getauft war, sagte der Pfarrer: "der

kann wegen seiner Stacheln in kein ordentlich Bett kommen." Da ward hinter dem Ofen ein wenig Stroh zurecht gemacht und Hans mein Igel daraufgelegt. Er konnte auch an der Mutter nicht trinken, denn er hätte sie mit seinen Stacheln gestochen. So lag er da hinter dem Ofen acht Jahre und sein Vater war ihn müde, und dachte, wenn er nur stürbe; aber er starb nicht, sondern blieb da liegen. Nun trug es sich zu, dass in der Stadt ein Markt war und der Bauer wollte darauf gehen, da fragte er seine Frau, was er ihr sollte mitbringen. "Ein wenig Fleisch und ein paar Wecke, was zum Haushalt gehört", sprach sie. Darauf fragte er die Magd, die wollte ein paar Toffeln und Zwickelstrümpfe, endlich sagte er auch: "Hans mein Igel, was willst du denn haben?" - "Väterchen, sprach er, bring mir doch einen Dudelsack mit." Wie nun der Bauer wieder nach Haus kam, gab er der Frau, was er ihr mitgebracht hatte, Fleisch und Wecke, dann gab er der Magd die Toffeln und die Zwickelstrümpfe, endlich ging er hinter den Ofen und gab dem Hans mein Igel den Dudelsack. Und wie Hans mein Igel den hatte, sprach er: "Väterchen, geh doch vor die Schmiede und lass mir meinen Göckelhahn beschlagen, dann will ich fortreiten und will nimmermehr wiederkommen." Da war der Vater froh, dass er ihn loswerden sollte, und ließ ihm den Hahn beschlagen und als er fertig war, setzte sich Hans mein Igel darauf, ritt fort, nahm auch Schweine und Esel mit, die wollt' er draußen im Walde hüten. Im Wald aber musste der Hahn mit ihm auf einen hohen Baum fliegen, da saß er und hütete die Esel und Schweine, und saß lange Jahre bis die Heerde ganz groß war, und wusste sein Vater nichts von ihm. Wenn er aber auf dem Baum saß, blies er seinen Dudelsack und machte Musik, die war sehr schön. Einmal kam ein König vorbeigefahren, der hatte sich verirrt und hörte die Musik; da wunderte er sich darüber und schickte seinen Bedienten hin, er solle sich einmal umgucken, wo die Musik herkäme. Der guckte sich um, sah aber nichts, als ein kleines Thier auf dem Baum oben sitzen, das war wie ein Göckelhahn, auf dem ein Igel saß und machte die Musik. Da sprach der König zum Bedienten, er sollte fragen, warum es da säße und ob es nicht wüsste, wo der Weg in sein Königreich ging. Da stieg Hans mein Igel vom Baum und sprach, er wollte den Weg zeigen, wenn der König ihm wollte verschreiben und versprechen, was ihm zuerst begegnete am königlichen Hofe, wenn er nach Haus käme. Da dachte der König, das kannst du leicht thun, Hans mein Igel versteht's doch nicht und kannst schreiben was du willst. Da nahm der König Feder und Dinte und schrieb etwas auf und als es geschehen war, zeigte Hans mein Igel ihm den Weg

und er kam glücklich nach Haus. Seine Tochter aber, wie sie ihn von weitem sah, war so voll Freuden, dass sie ihm entgegen ging und ihn küsste. Er gedachte an Hans mein Igel und erzählte ihr, wie es ihm gegangen wäre, und dass er an ein wunderliches Thier, das auf einem Hahn geritten und schöne Musik gemacht, hätte verschreiben sollen, was ihm daheim zuerst begegnen würde; er hätte aber geschrieben, er sollt's nicht haben, denn Hans mein Igel könnt es doch nicht lesen. Darüber war die Prinzessin froh und sagte, das wäre gut, denn sie wäre doch nimmermehr hingegangen.

Hans mein Igel aber hütete die Esel und Schweine, war immer lustig und saß auf dem Baum und blies auf seinem Dudelsack. Nun geschah es, dass ein anderer König gefahren kam und mit seinen Bedienten und Läufern und hatte sich verirrt und wusste nicht wieder nach Haus zu kommen, weil der Wald so groß war. Da hörte er gleichfalls die schöne Musik von weitem und sprach zu seinem Lauf er, was das wohl wäre, er sollt' einmal zusehen, woher es kommt. Da ging der Laufer hin unter den Baum und sah den Göckelhahn sitzen und Hans mein Igel obendrauf. Der Laufer fragte ihn, was er da oben vorhätte. "Ich hüte meine Esel und Schweine: was ist euer Begehren?" Der Laufer sagte, sie hätten sich verirrt und könnten nicht wieder ins Königreich, ob er ihnen den Weg nicht zeigen wollte. Da stieg Hans mein Igel mit dem Hahn vom Baum herunter und sagte zu dem alten König, er wollt' ihm den Weg zeigen, wenn er ihm zu Eigen geben wollte, was ihm zu Haus vor seinem königlichen Schlosse das Erste begegnen würde. Der König sagte ja und unterschrieb sich dem Hans mein Igel, er sollt' es haben. Als das geschehen war, ritt er auf dem Göckelhahn voraus und zeigte ihm den Weg und gelangte er glücklich wieder in sein Königreich. Wie er auf den Hof kam, war große Freude darüber; nun hatte er eine einzige Tochter, die war sehr schön, die kam ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn und freute sich, dass ihr alter Vater wieder kam. Sie fragte ihn auch, wo er so lang in der Welt gewesen wäre, da erzählte er ihr, er hätte sich verirrt und war' beinahe gar nicht wieder gekommen, aber als er durch einen großen Wald gefahren, hätte einer halb wie ein Igel, halb wie ein Mensch, rittlings auf einem Hahn in einem hohen Baum gesessen und schöne Musik gemacht, der hätte ihm fortgeholfen und den Weg gezeigt, dafür aber er ihm versprochen, was ihm am königlichen Hofe zuerst begegnete, und das wäre sie und das thäte ihm nun so leid. Da versprach sie ihm aber, sie wollte gern mit ihm gehen, wann er käme,

ihrem alten Vater zu Liebe.

Hans mein Igel aber hütete seine Schweine und die Schweine bekamen wieder Schweine und diese wieder und wurden ihrer so viel, dass der ganze Wald voll war. Da ließ Hans mein Igel seinem Vater sagen, sie sollten alle Ställe im Dorf ledig machen und räumen, er käme mit einer so großen Heerde Schweine, dass jeder schlachten sollte, der nur schlachten könnte. Da war sein Vater betrübt, als er das hörte, denn er dachte, Hans mein Igel wäre schon lang' gestorben. Hans mein Igel aber setzte sich auf seinen Göckelhahn, trieb die Schweine vor sich her in's Dorf und ließ schlachten: hu! da war ein Gemetzel und ein Hacken, dass man's zwei Stunden weit hören konnte. Darnach sagte Hans mein Igel: "Väterchen, lass mir mein Göckelhahn noch einmal vor der Schmiede beschlagen, dann reit' ich fort und komm' mein Lebtag nicht wieder." Da ließ der Vater den Göckelhahn beschlagen und war froh, dass Hans mein Igel nicht wieder kommen wollte.

Hans mein Igel ritt fort in das erste Königreich, da hatte der König befohlen, wenn einer käme auf einem Hahn geritten und hätte einen Dudelsack bei sich, dann sollten alle auf ihn schießen, hauen und stechen, damit er nicht in's Schloss käme. Als nun Hans mein Igel daher geritten kam, drangen sie mit den Bajonetten auf ihn ein, er aber gab dem Hahn die Sporn, flog auf, über das Thor hin vor des Königs Fenster, setzte sich da und rief ihm zu: "sollt' ihm geben, was er versprochen hätte, sonst so wollt' er ihm und seiner Tochter das Leben nehmen." Da gab der König der Prinzessin gute Worte, sie möchte zu ihm hinaus gehen, damit sie ihm und sich das Leben rettete. Da zog sie sich weiß an und ihr Vater gab ihr einen Wagen mit sechs Pferden und herrliche Bedienten, Geld und Gut; sie setzte sich ein und Hans mein Igel mit seinem Hahn und Dudelsack neben sie, dann nahmen sie Abschied und zogen fort und der König dachte, er kriegte sie nicht wieder zu sehen. Es ging aber anders als er dachte, denn als sie ein Stück Wegs von der Stadt waren, da zog sie Hans mein Igel aus und stach sie mit seiner Igelhaut bis sie ganz blutig war, sagte: "das ist der Lohn für eure Falschheit, geh' hin, ich will dich nicht", und jagte sie damit nach Haus und war sie beschimpft ihr Lebtag.

Hans mein Igel aber ritt weiter auf seinem Göckelhahn und mit seinem Dudelsack nach dem zweiten Königreich, wo er dem König auch den

Weg gezeigt hatte. Der aber hatte bestellt, wenn einer kam', wie Hans mein Igel, sollten sie das Gewehr vor ihm präsentieren, ihn frei hereinführen, Victoria rufen und ihn ins königliche Schloss bringen. Wie ihn nun die Prinzessin sah, war sie erschrocken, weil er doch gar so wunderbar aussah, sie dachte aber, es wäre nichts anders, sie hätte es ihrem Vater versprochen. Da ward Hans mein Igel von ihr bewillkommt, musste mit an die königliche Tafel gehen und sie setzte sich zu seiner Seite und sie aßen und tranken. Wie's nun Abend ward, dass sie wollten schlafen gehen, da fürchtete sie sich sehr vor seinen Stacheln, er aber sprach, sie sollte sich nicht fürchten, er geschähe ihr kein Leid, und sagte zu dem alten König, er solle vier Mann bestellen, die sollten wachen vor der Kammerthüre und ein großes Feuer anmachen, und wann er in die Kammer eingehe und sich in's Bett legen wolle, würde er aus seiner Igelshaut herauskriechen und sie vor dem Bett liegen lassen; dann sollten die Männer hurtig herbeispringen, und sie in's Feuer werfen, auch dabei bleiben, bis sie vom Feuer verzehrt wäre. Wie die Glocke nun elfe schlug, da ging er in die Kammer und streifte die Igelshaut ab, und ließ sie vor dem Bett liegen, da kamen die Männer und holten sie geschwind und warfen sie ins Feuer, und als sie das Feuer verzehrt hatte, da war er erlöst und lag da im Bett ganz als ein Mensch gestaltet, aber er war kohlschwarz wie gebrannt. Der König schickte zu seinem Arzt, der wusch ihn mit guten Salben und balsamirte ihn, da ward er weiß und war ein schöner junger Herr. Wie das die Prinzessin sah, war sie froh, und sie stiegen auf mit Freuden, aßen und tranken und ward die Vermählung gehalten, und Hans mein Igel bekam das Königreich von dem alten König.

Wie etliche Jahre herum waren, fuhr er mit seiner Gemahlin zu seinem Vater und sagte, er wäre sein Sohn, der Vater aber sprach, er hätte keinen, er hätte nur einen gehabt, der war' aber wie ein Igel mit Stacheln geboren worden und in die Welt gegangen. Da gab er sich zu erkennen, und der alte Vater freute sich und ging mit ihm in sein Königreich.

Der Beginn der im Märchen dargestellten Konfliktsituation wird von dem übermächtigen Sohnwunsch des Vater aus einem ichbezogenen Männlichkeitskomplex heraus umrissen. Der Vater fühlte sich durch das Lachen der anderen Männer entwertet, seine Männlichkeit, sein Wert, seine Würde schienen in Frage gestellt. Wir werden also mit einer subjektiven Minussituation konfrontiert, die mit einem

aggressionsaufgeladenen Wunsch, der fast einer Verwünschung gleichkommt, kompensiert wird.

In diesem Wunsch sind bereits verschiedene symbolische Aussagen enthalten:

Gewissermaßen als Antwort auf die leidvoll reduziert erlebte eigene Männlichkeit des Vaters ist der Igel Symboltier des kraftvollen Zorns, dargestellt in seiner Bereitschaft, die verletzenden Stacheln aufzustellen. Auf diesem Hintergrund wird der Igel, basierend auf dem Physiologos (Anm. 9) als Repräsentant des Bösen, verstanden, als Sinnbild für Fresslust (Oralität) und Geiz (Analität). Es drängt sich eine Parallele zu den ersten Lebensjahren von Hans auf, in denen er zweifellos psychologischen Mangelsituationen ausgesetzt war: Er konnte nicht gestillt werden und verbrachte seine ersten Lebensjahre in der Asche, in Schmutz und Lieblosigkeit.

Auf der anderen Seite verbergen sich im Sinnbild des Igels aber auch positive Seiten, die im späteren Tun Hans' seinen Ausdruck finden (in Japan und China verkörpert er Reichtum). Gleichzeitig wird er mit der Sonne und der läuternden und reinigenden Kraft des Feuers verbunden. Als Ursymbol für Männlichkeit ist der Igel gleichzeitig Schlangenjäger, symbolischer Kämpfer gegen das Verführerisch-Böse, gegen Verlogenheit und Doppelzüngigkeit, so wie das Märchen es uns ja auch in der Auseinandersetzung mit dem ersten König und seiner Tochter vor Augen führt.

Mit dem Überdruß des Vaters, seiner Bereitschaft zur Verstoßung, der Hans jedoch durch seine eigene Tat zuvorkommt, beginnt sein Weg der Selbstwerdung. Zur Unterstützung wählt er sich einen Gockelhahn, ein ausgesprochen männliches Tier, dem von jeher die Nähe zur Sonne, zum Licht, zur Erkenntnis und zur Wahrheit zugeschrieben wurde (Anm. 10). Der Hahn ist der Bezwinger der Finsternis und damit aktiver Helfer in der Bewältigung archaischer Mutterkräfte. Gerade weil die archaischen Kräfte der Mutter von Hans nicht als positive Macht erfahren wurden, drohen sie ihre Dämonie zu entfalten, sowohl als äußere Realität wie auch als innerpsychisches Problem: Sie verhindern die Entwicklung einer eigenen annehmbaren Männlichkeit. Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die antike Vorstellung des Hahns als Seelenführer, d.h.

als eines Begleiters auf dem Weg zu sich selbst.

Als weitere Unterstützung wünscht sich Hans vom Vater einen Dudelsack, um den verfrühten Weg in die Eigenständigkeit zu bewältigen. Der Dudelsack war in seiner Urform, dem Aulos (einem Doppelrohrblattinstrument), in Kleinasien beheimatet. Er gehörte als wichtiges Instrument zu den dionysischen Festen und orgiastischen Kulte. Auf diesem Hintergrund ließe sich der Dudelsack als ergänzendes Moment innerhalb der Männlichkeitsentwicklung Hansens einordnen, als Symbol für die Notwendigkeit der Wertschätzung von Gefühlen im Wahrnehmen und Erleben der Realität.

So wie in Delphi sowohl das Apollinische als Sinnbild geistiger Männlichkeit wie auch das Dionysische als erdnahe Sinnenfreude vertreten waren, so lebt Hans in Verbindung mit den Symbolen des Hahnes und des Dudelsacks diese polaren Prinzipien des Männlichen in einer zusammengehörenden Ganzheit.

Ichentwicklung heißt jedoch nicht nur erkennendes Sein, sondern auch Tat.

Hans hütet im Dunkel des Waldes Esel und Schweine (Anm. 11). Im Esel vermischen sich symbolisch wiederum gegensätzliche Aspekte: Galt er einerseits in Indien als unkeusches Tier und gehörte er in Hellas zum bacchischen Gefolge als Reittier des Dionysos, so wird er in der christlichen Mythologie zum Sinnbild der Demut, ein Lasttier auch im Hinblick auf Christus, der der Welt Sündenlast trägt. Das Schwein wurde von jeher mit weiblichen Fruchtbarkeitsaspekten verbunden. Es ist Attribut der Terra als Personifikation der Erde. Gleichzeitig versinnbildlicht das im Schmutz wühlende Schwein (Anm. 12) auch einen Aspekt von Schuld, von niedrigen Instinkten, die es erst zu verwandeln gilt. Der tiefe Wald, in dem sich Hans mein Igel befindet, unterstreicht den Raum des Weiblich-Mütterlichen, er ist ein Raum des Unbewusst-Seins, in den Hans zurücktauchen muss, um in einem langsamen Reifungsprozess die Fülle seiner noch undifferenzierten Ichanteile wachsen und werden zu lassen.

In einem bewussten Akt kehrt Hans nochmals zurück zu den realen Eltern, spendet ihnen aus der Überfülle seiner Triebkräfte. Gleichsam in

positiver Verstärkung männlicher Möglichkeiten lässt er den Hahn neu beschlagen, umso neu ausgerüstet zu sein für einen erneuten Aufenthalt im Wald, diesmal um sich mit der Vaterwelt auseinander zu setzen. Hatte der erste Aufenthalt im Wald zum Ziel, sich den Mangelerscheinungen, sich seinen frühen Erfahrungen im Mütterlichen selbstheilend zu stellen, so geht es jetzt um die Entwicklung eigener Fähigkeiten: der Fähigkeiten als Führer, als Wissender, der den Wald auch in seiner symbolischen Qualität kennt und darum über den König (Vater) hinauswächst, indem er in der Lage ist, den Weg zu weisen.

In der Begegnung mit dem ersten König erlebt Hans ein Zerrbild von Männlichkeit und Doppelzüngigkeit, die Unfähigkeit, zum eigenen Wort und Wert auch im Verzicht zu stehen. Dieses Mal trifft Hans diese Haltung aber nicht mehr als schutzloses Kind. Er ist in der Lage, sich mit seinen Stacheln in "heiligem Zorn", als Ausdruck der Verletzung von Ehre, Recht und Wahrheit, zu wehren.

Mit der Erfahrung eines guten und redlichen Vaters in Verbindung mit einer bezogenen Tochter findet Hans den Erlösungsschritt aus der Tiergestalt. Es vollzieht sich ein Läuterungsprozess (Anm. 13) durch die Verbrennung der Tierhaut, eine Handlung, die kompensatorisch zur Verwünschung, diesmal von vier Männern vollzogen werden muss. Dass dieser Initiationsschritt nicht schmerzlos vor sich geht, zeigen die schwarzen Verbrennungsspuren am menschlichen Körper Hansens. Erst durch ärztliche Hilfe und Weisheit, durch integrierte heilende männliche wie weibliche Kräfte wird Hans seiner selbst bewusst.

3.2 Das Märchen von den drei Federn

Geschwisterbeziehungen und damit verbunden die Thematik von Neid, Eifersucht und Rivalität (Anm. 14) untereinander im Ringen um die Gunst eines Elternteils sind immer wieder breit gefächertes Anliegen verschiedenster Märchen. Das Wissen dieser Märchen vermittelt den Heranwachsenden, dass nicht unbedingt die "Klügsten", die mit der Wirklichkeit scheinbar mühelos zurechtkommen, den größten Erfolg in der Lösung eigener Entwicklungsaufgaben haben.

Ich möchte diese psychologische Erkenntnis am Beispiel des Märchens von den "Drei Federn" versuchen anschaulich zu machen.

Märchentext: Die drei Federn (aus: Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Urfassung 1812/14, Antiqua Verlag, Lindau o. J.)

Es war einmal ein König, der schickte seine drei Söhne in die Welt, und welcher von ihnen das feinste Linnengarn mitbrächte, der sollte nach seinem Tode das Reich haben. Und damit sie wüssten, wo hinaus sie zögen, stellte er sich vor sein Schloss und blies drei Federn in die Luft, nach deren Flug sollten sie sich richten. Die eine flog nach Westen, der folgte der älteste, die andere nach Osten, der folgte der Zweite, die Dritte aber fiel auf einen Stein, nicht weit von dem Pallast, da musste der dritte Prinz, der Dummling zurückbleiben, und die andern lachten ihn aus und sagten: er sollte bei dem Stein das Linnengarn aufsuchen. Der Dummling aber setzte sich auf den Stein und weinte, und wie er so hin und her wankte, schob sich der Stein fort, und darunter lag eine Marmorplatte mit einem Ring. Der Dummling hob sie auf, und da war eine Treppe, die führte hinunter, darauf ging er fort und kam in ein unterirdisches Gewölbe, da saß ein Mädchen und spann Flachs. Es fragte ihn, warum er so verweinte Augen hätte, da klagte er ihm sein Leid, dass er das feinste Linnen suchen sollte, und doch nicht darnach ausziehen dürfe, da haspelte ihm das Mädchen sein Garn ab, das war das allerfeinste Linnengarn und hieß ihn das hinauf zu seinem Vater bringen. Wie er nun hinaufkam, war er lange Zeit weg gewesen, und seine Brüder waren eben zurückgekommen und glaubten gewiss, sie hätten das feinste mitgebracht. Als aber ein jeder das seinige vorzeigte, da hatte der Dümmling noch einmal so feines, und das Reich war sein gewesen; aber die zwei anderen gaben sich nicht zufrieden, und verlangten von dem Vater, er solle noch eine Bedingung machen. Der König verlangte nun den schönsten Teppich, und blies die drei Federn wieder in die Luft, und die Dritte fiel wieder auf den Stein, und der Dummling durfte nicht weiter gehen, die andern aber zogen nach Osten und Westen. Er hob den Stein auf und ging wieder hinab, und fand das Mädchen geschäftig, einen wunderschönen Teppich aus den brennendsten Farben zu weben, und als er fertig war, sprach es: "der ist für dich gewirkt, den trag hinauf, kein Mensch auf der Welt wird einen so prächtigen haben." Er ging damit vor seinen Vater, und übertraf wieder seine Brüder, die die schönsten Teppiche aus allen Ländern zusammengebracht hatten, aber diese brachten den König doch dahin, dass er die neue Bedingung machte, wer das Reich erben wolle, müsse die schönste Frau mit nach Haus bringen.

Die Federn werden wieder geblasen, und Dummlings seine bleibt auf dem Stein liegen. Da ging er hinunter und klagte dem Mädchen, was sein Vater wieder für ihn so schweres aufgelegt habe, das Mädchen aber sagte, es wolle ihm schon helfen, er solle nur weiter in dem Gewölbe gehen, da werde er die schönste auf der Welt finden. Der Dümmling kam hin und kam an ein Gemach, worin alles von Gold und Edelsteinen schimmerte und flimmerte, aber statt einer schönen Frau, saß ein garstiger Frosch mitten darin. Der Frosch rief ihm zu: "umschling mich und versenk dich!" Er wollte aber nicht, da rief der Frosch zum zweiten und dritten Mal: "umschling mich und versenk dich!" Da fasste der Dummling den Frosch und trug ihn herauf zu einem Teich und sprang mit ihm hinein, kaum aber hatte das Wasser sie berührt, so hielt er die allerschönste Jungfrau in seinen Armen. Und sie stiegen heraus, und er führte sie vor seinen Vater, da war sie tausendmal schöner, als die Frauen, die sich die ändern Prinzen mitgebracht. Nun wäre das Reich wieder dem Dummling gewesen, aber die zwei lärmten und verlangten, der sollte den Vorzug haben, dessen Frau bis zu einem Ring, der mitten im Saal festhing, springen könnte; der König willigte auch endlich darein. Die Frau des ältesten konnte aber kaum halb so hoch hinaufkommen, die Frau des zweiten kam ein wenig höher, aber die Frau des dritten sprang bis in den Ring; da mussten sie endlich zugeben, dass Dummling nach ihres Vaters Tod das Reich erben solle, und als er starb, ward er König und hat lange in Weisheit regiert.

Im Märchen begegnen wir drei Brüdern, jeder getragen von dem Bedürfnis, vom Vater-König als unmittelbarer Nachfolger anerkannt zu werden. Auch hier treffen wir die Dreizahl an in Gestalt der Brüder, aber auch der drei Aufgaben, deren Lösung die Königswürde verspricht. Die Drei galt von jeher als Zahl (Anm.15), die Vollkommenheit symbolisiert. In den verschiedensten Systembildungen umfasst sie das Gesamt des Erlebbaren in einem über sich selbst hinauswachsenden Aspekt: Die Zeit wird in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erfasst, der Mensch stellt sich in der Dreiheit von Körper, Geist und Seele dar, die transzendente Macht spiegelt sich in der Dreifaltigkeit.

Nimmt man die Person des Königs hinzu, geht es im Märchen gleichzeitig um die Auseinandersetzung mit einem Bereich, den die "Vier" symbolisiert, wie auch zu den ursprünglich drei Aufgaben, die der Vater stellt, noch eine Vierte hinzukommt. Die Vier (Anm. 16) repräsentiert

kosmische Ordnung, sie ist Sinnbild für die Vollkommenheit im Jetzt und Hier irdischer Realität. Wir unterscheiden z.B. vier Himmelsrichtungen, vier Elemente, wir versuchen durch Stadt-Viertel (Roma quadrata) in unser Leben ein überschaubares Maß zu bringen und bemühen uns, durch das Koordinatensystem Überblicke im Rahmen des Erfassbaren zu gewinnen.

Zusammengefasst könnte das Märchen damit auf eine Symbolik hinweisen, die in der Sieben (Anm. 16) enthalten ist, eine Zahl, die in vielen Märchen als Ausdruck der Ganzheit und der Schicksalhaftigkeit angesehen wird. In Babylon bedeutete die "Sieben" Ausdruck für Fülle in der symbolischen Verbindung der "niedrigen" Vierheit und der "höheren" Dreiheit. In der Antike war sie heilige Zahl, ein Erleben der Ganzheit, das sich auch in der Tatsache der sieben Weltwunder oder der sieben Tore Thebens widerspiegelt.

So deutet das Märchen bereits in der Ausgangssituation an, dass es psychologisch gesehen um Entwicklungsnotwendigkeiten geht, die reales Tun und Sein in der Verknüpfung von geistiger Potenz und der Anerkennung einer kosmischen Ordnung beinhalten.

Die erste Aufgabe formuliert der König mit dem Wunsch nach feinstem Linnengarn. Es liegt nahe, den fein gesponnenen Faden mit dem Schicksalsfaden der Nornen (Anm. 17) zu vergleichen. Auch hier begegnet uns die Dreizahl mit ihrem über sich selbst hinausweisenden Gehalt: Die Nornen Urd, Verdandi und Skuld kennen im Gegensatz zu den Göttern das Schicksal nicht nur als ein Stückwerk, sondern als Ganzes; sie umfassen in ihrem Sein und Wirken das Gesamt der Zeit und die Polarität von Leben und Tod. Eine ähnliche Dreiheit finden wir bei den griechischen Moiren (Anm. 18), die als Töchter des Zeus ebenfalls das Schicksal verkörpern: Klotho spinnt den Lebensfaden, Lachesis teilt das Maß zu, bestimmt das Schicksal, Atropos zerschneidet den Lebensfaden. Auch der Mythos des Fadens der Ariadne (Anm. 19), der Theseus den Weg aus dem Labyrinth wies und damit lebensrettende Qualität hatte, ist hier von Bedeutung. Im übertragenen Sinn wird so der Faden zum erkenntnisleitenden Prinzip.

Der Dummling als derjenige unter den Brüdern, der fühlendem Empfinden am nächsten und nüchtern-rationaler Lebensbewältigung am

fernsten steht, findet den Anstoß zur Lösung zu seinen Füßen in dem Augenblick, als er sich seinem traurigen Erleben aussetzt, oder psychologisch ausgedrückt: Er wagt es, sich mit seinem subjektiven Erleben von Erfolglosigkeit und Minderwertigkeit zu konfrontieren.

Der "Stein des Anstoßes", der den Weg in eine andere Tiefendimension eröffnet, ist symbolisch nah verwandt mit überirdischen Mächten, gleichzeitig auch mit Fruchtbarkeitsvorstellungen.

In altsemitischer Zeit galten heilige Steine als Behausung der Gottheit. In Ägypten wurden besondere Steine, ebenso wie in der Antike, der Urgottheit bzw. bestimmten Göttern geweiht. Der Name des griechischen Hermes, der in vielen Mythologien die Rolle des Führers übernimmt, leitet sich etymologisch von "hermaion" her, was so viel bedeutet wie Steinhäufen. Schließlich ist der Stein in seiner alchemistischen Bedeutung Anfang und Ende aller Dinge, so, wie es Angelus Silesius (Anm. 20) ausdrückt: "Mensch, geh nur in dich selbst, denn nach dem Stein der Weisen darf man nicht allererst in fremde Lande reisen, Mensch, geh nur in dich selbst."

In dieser anderen Welt, in die der Dummling schreitet, findet er ein Mädchen, das Flachs spinnt. Nochmals wird hier das schicksalhafte Moment unterstrichen, ähnlich wie im Märchen von "Dornröschen" das Überschreiten einer inneren Schwelle, die Wandlung bedeutet. Jenseits dieser Schwelle verliert das Maß des Bewusstseins seine Bedeutung. Die Reise nach innen, mag sie dem Dummling subjektiv noch so kurz erscheinen, nimmt so viel Zeit in Anspruch wie die langen Wege der beiden klugen Brüder in der oberen Welt. Psychologisch zeigt sich der Faden des Dummlings, weil er Beginn eines tiefen Selbsterkenntnisprozesses ist, als der feinste.

Als zweite Aufgabe stellt der König den drei Brüdern die Forderung nach dem schönsten Teppich. Das Charakteristikum alter und wertvoller Teppiche (Anm. 21) und der Gradmesser ihrer Vollkommenheit war die Kunst, in ornamentaler Komposition, in webendem Durchdringen Realität und Imagination miteinander zu verknüpfen. Islamischem Denken zufolge entspricht der Grund eines Teppichs häufig dem Wissen um Unendlichkeit, einer transzendenten, dauernden Basis, während die belebenden Muster auf Zeit und Raum hinweisen. In der Verwobenheit

von Kette und Schuss konstellierte das Koordinatensystem wieder die Vierheit als Ausdruck der Wertschätzung der Wirklichkeit, des In-der-Welt-seins.

Vielleicht wird mit der Forderung, einen kostbaren Teppich zu finden, auch angedeutet, dass zum Erleben, Erleiden und Bewältigen schicksalhafter Geschwisterkonstellationen, zusätzlich das aktive Moment des "Auf-dem-Teppich-Bleibens" gehört. Die Wahrnehmung der äußeren wie die der inneren Wirklichkeit, als Abbild der unverwechselbaren Eigenindividualität, ist ebenso notwendig. So ist es wiederum folgerichtig, dass dem dritten Bruder der schönste Teppich zufällt, während die Suche der beiden älteren in der Außenwelt vergleichsweise erfolglos bleibt.

Um die schönste Braut zu erringen, muss der Dummling nochmals eine Schwelle überschreiten, in ein noch ferneres Zimmer seiner selbst treten, einem neuen Raum unbewussten Fühlens. Hier vollzieht sich als scheinbares Ziel seines Wunsches die Begegnung mit einem Frosch (Anm. 22).

Der Frosch steht im Märchen stellvertretend für einen noch unbewussten Eigenbereich, der stark mit dem Mondhaft-Weiblichen verbunden ist. Damit gehört er in den Bereich realen Seins und korrespondiert mit den dunklen, urmütterlichen Kräften der Erde. Er ist darum gleichzeitig ein Tier der Fruchtbarkeit, aber auch der Wandlung und Veränderung. In Japan ebenso wie in Ägypten wusste man um diese tiefen Zusammenhänge. Die Fähigkeit zur Wiedergeburt aus dem Nilschlamm ließ ihn darüber hinaus zum Sinnbild für Unsterblichkeit werden.

Wandlung, Veränderung, Wiedergeburt im Sinne der Erkenntnis neuer und anderer Seiten an sich selbst, das ist auch der Einweihungs- und Entwicklungsweg des jüngsten Bruders, und so wird verständlich, dass sich das gesuchte weibliche Gegenbild in diesem Symbol verhüllen muss: Der Dummling soll diesen Frosch umschlingen und sich mit ihm versenken; dieser Anruf an ihn, an seine potenzielle Männlichkeit ergeht dreimal. Er muss diesen Frosch ganz zu sich nehmen, sich aber zu dieser Seite als etwas zu ihm Gehörendem bekennen, d.h. aber auch gleichzeitig, die eigene erdhafte Sinnlichkeit zu akzeptieren, um im vereinigten Untertauchen zu einer verwandelten eigenen Identität zu

finden, die äußerlich in der Wandlung vom Frosch zur Prinzessin ihren Niederschlag findet. Der tiefe Gehalt dieses Eintauchens in ein mütterliches Symbol, das gleichzeitig von Geistaspekten getragen wird (Taufe), bekommt auf der persönlichen Ebene noch eine zusätzliche Dimension angesichts der Tatsache, dass uns in diesem Märchen von keiner Mutter-Königin berichtet wird. Vielleicht verbirgt sich dahinter bei dem Dummling ein früher emotionaler Mangel, der diesen Weg nach innen aus psychischen Gründen zu einer inneren Notwendigkeit machte. Er konnte erlittenes Leid im Bewusstwerden zu einer Fähigkeit echten Mitgefühls verwandeln, in eine Entwicklung, die ihre Bestätigung in der Aussage findet, dass der Dümmlings König in "Weisheit", nämlich wissend regierte.

Aber noch machen die Brüder dem Jüngsten die Königswürde streitig. Die letzte Aufgabe schließt die eigenartig anmutende Forderung in sich, die errungenen Partnerinnen müssten in einen Ring an der Decke springen. Der Ring, symbolisches Zeichen der Unendlichkeit, soll von den neu gewonnenen, vielleicht noch nicht sehr beweglichen weiblichen Eigenschaften erreicht werden.

Eine Parallele zu diesem Bild finden wir in den mythologisch symbolischen Ballspielen des alten Mexiko (Anm. 23). Die Spiele hatten rituellen Charakter. Die Ballspieler bereiteten sich auf diese Auseinandersetzung lange vor. Fast immer, wie z.B. in Chichen Itza, wo ein solcher Ballspielplatz vollständig erhalten ist, musste ein Ball durch einen in der Höhe befestigten steinernen Ring geschlagen werden. Im Rahmen der mexikanischen Mythologie werden Kröte und Ring als Wandlungs- und Erneuerungssymbole eng miteinander verknüpft, so z. B. im göttergleichen Abbild einer Kröte, in deren Bauch sich eine kreisförmige Gestalt, das zu erreichende Selbst, von einem breiten Ring umgeben befindet (Anm. 24).

So lässt sich die Selbstsuche des dritten Bruders, der Weg zur Erringung von Erkenntnis und Wissen im Hinblick auf die eigenen Persönlichkeitsanteile in diesem letzten Bild nochmals zusammenfassen als Erfahrung der eigenen Doppelnatur, in einem unten und oben, in einem männlich und weiblich, in einem dunkel und hell.

Es gelingt dem Dummling, der zu Beginn des Märchens der

Unbegabteste schien, das Ziel zu erreichen; die beiden klugen Brüder bleiben, gerade weil sie klug, aber wenig weise sind, an der Oberfläche einer scheinbaren Überlegenheit. Sie versäumen den Weg in die Tiefe, der der nächstliegende und einzige zur Königswürde ist.

3.3 Das Märchen vom liebsten Roland

Die Stellung in der Geschwisterreihe und die Beziehung zu den Eltern ist in den Lebensjahren bis zur Pubertät immer gekoppelt mit der häufig ängstigenden oder belastenden Erfahrung des Kindseins in seiner Abhängigkeit. Aufgabe des Heranwachsenden ist es, aus diesen engen kindlichen Bindungen herauszuwachsen und sich zu trennen. Dies kann immer auch ein Stück realer Schuld, tatsächlicher Verletzung beinhalten.

Wenn die Eltern aufgrund eigener Bedürftigkeit zu bindend sind, erschweren oder verhindern sie damit Ablösung und Verselbstständigung; die Selbstwerdung gelingt nicht ohne symbolischen Mord. Die erworbene Freiheit garantiert jedoch nicht gleichzeitig eine erfüllende Partnerschaft. Zwischen Trennung vom Elternhaus und neuer Bindung muss erst das bewusste Erleben und Erleiden von Einsamkeit und Verzicht liegen, um die Reife des Erwachsenen für eine bezogene Zweierbeziehung aufzubauen.

Dieser tief schürfende Reifeprozess wird uns im Märchen vom "Liebsten Roland" eindrucksvoll vor Augen geführt.

Märchentext: Der liebste Roland (aus: Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Urfassung 1812/14, Antiqua Verlag, Lindau o. J.)

Es war einmal eine Mutter, die hatte nur ihre rechte Tochter lieb und hasste ihre Stieftochter, die doch tausendmal schöner und besser war. Einmal hatte diese eine schöne Schürze, darüber war die andere neidisch und verlangte von der Mutter, sie solle ihr diese Schürze verschaffen. Die Mutter sagte: "sey still, mein liebes Kind, du sollst sie haben, deine Stiefschwester hat doch schon lange den Tod verdient, heute Nacht leg dich hinten ins Bett und schieb sie recht vorne hin, dann will ich kommen, wenn sie schläft, und will ihr den Kopf abhauen." Die Stiefschwester aber hatte in einer Ecke gestanden und alles mit

angehört, da ließ sie die böse Schwester erst zu Bett gehen, dass sie hinten hin kam, wie sie aber eingeschlafen war, hob sie sie auf und legte sie vorne hin, sich aber ganz hinten. Da kam die Mutter in der Nacht geschlichen, fühlte erst ob vorne jemand lag und schlief, dann fasste sie die Axt mit beiden Händen und hieb ihrem eigenen Kinde den Kopf ab.

Wie sie fortgegangen war, stand das Mädchen auf und ging zu seinem Liebsten Roland, klopfte an und rief: "hör, wir müssen fort, die Stiefmutter hat ihr eigen Kind todtgeschlagen, und meint sie hätte mich getroffen, kommt der Tag und sie sieht, was sie gethan, so bin ich verloren; da hab ich ihren Zauberstab genommen, damit können wir uns schon helfen." Der Liebste Roland stand auf, und sie nahmen erst den todten Kopf und tröpfelten drei Blutstropfen, einen vors Bett, einen in die Küche und einen auf die Treppe; darauf gingen sie fort. Am Morgen, als die Mutter aufgestanden war, rief sie ihrer Tochter: "komm, du sollst die Schürze haben", die Tochter kam aber nicht. "Wo bist du?"-"Ei! hier auf der Treppe, die kehr ich, sprach der eine Blutstropfen. Da ging sie hinaus; auf der Treppe war niemand: "wo bist du denn?" - "Ei! hier in der Küche, beim Feuer, da wärm ich mich!" rief der zweite Blutstropfen; sie ging in die Küche, aber sie sah niemand: "wo bist du denn aber? - "Ach! hier am Bett, da schlaf ich!" sie lief in die Kammer ans Bett, da sah sie ihr eigen Kind in seinem Blute schwimmen. Da erschreck sie und merkte, dass sie betrogen war, und ward zornig, weil sie aber eine Hexe war, konnte sie weit in die Welt hineinsehen, und sah ihre Stieftochter mit ihrem Liebsten forteilen, und sie waren schon weit weg. Alsbald zog sie ihre Meilenstiefeln an, und ging ihnen nach, hatte sie auch bald eingeholt; das Mädchen aber hatte durch den Zauberstab gewusst, dass sie verfolgt würden, und sich in einen See, ihren Liebsten Roland aber in eine Ente verwandelt, die schwamm darauf. Als nun die Stiefmutter herzu kam, setzte sie sich an das Ufer und suchte die Ente mit Brot zu locken, aber es war alle Mühe vergeblich, am Abend musste sie unverrichteter Sache heimgehen. Die zwei nahmen ihre menschliche Gestalt wieder an, und gingen weiter, wie aber der Tag anbrach, wurden sie wieder von der Hexe verfolgt. Da verwandelte sich das Mädchen in eine schöne Blume, die mitten in einer Dornhecke stand, ihren Liebsten Roland aber in einen Geigenspieler. Wie die Alte ankam, fragte sie den Spielmann, ob sie sich die Blume abbrechen dürfe, "o ja, antwortete der, nur will ich dazu aufspielen." Da kroch sie in die Hecke und suchte zu der Blume zu reichen; wie sie aber mitten darin war, fing er an zu spielen, und da

musste sie darnach tanzen und tanzen ohne Aufhören, dass ihr die Dornen die Kleider vom Leibe rissen und sie blutig stachen, so lang, bis sie todt hinfiel.

Da waren beide frei. Roland aber sprach zu dem Mädchen: "nun will ich heimgehen zu meinem Vater, und die Hochzeit bestellen." - "Da will ich mich indessen in einen rothen Feldstein verwandeln, und hier bleiben und warten, bis du wieder kommst." Da stand es als ein rother Stein und wartete lang auf seinen Liebsten, aber der kam nicht wieder und hatte sie vergessen, und als er gar nicht kommen wollte, ward es ganz traurig und verwandelte sich in eine Blume, und dachte, es wird mich ja bald jemand umtreten. Ein Schäfer aber fand die Blume, und weil sie so schön war, nahm er sie mit sich, und legte sie daheim in seinen Kasten. Von nun an aber ging es wunderlich bei dem Schäfer zu: wenn er des Morgens aufwachte, so war alles im Haus gethan, gekehrt, geputzt, Feuer angemacht, und kam er Mittags nach Haus, war das Essen gekocht, der Tisch gedeckt und aufgetragen; er konnte aber nicht begreifen, wie das zuging, sah auch niemals einen Menschen in seinem Haus. Und ob es ihm gleich wohl gefiel, so ward ihm doch zuletzt Angst dabei, und er fragte eine weise Frau darüber, die sagte, das sey Zauberei, er solle einmal Morgens früh Acht geben, ob sich etwas in der Stube bewege, und wenn er etwas sehe, ein weißes Tuch darüber werfen. Das that er, und am andern Morgen sah er, wie sich der Kasten aufthat und die Blume herauskam, er sprang herzu und warf ein Tuch darüber, da war die Verwandlung vorbei, und das schöne Mädchen, das sein Liebster Roland vergessen hat, stand vor ihm. Der Schäfer wollte es heirathen, es sagte aber nein, es wolle ihm nur dienen und haushalten. Bald darauf hörte es, dass Roland Hochzeit halten und eine andere heirathen wolle; dabei musste jeder im Land nach einem alten Gebrauch singen. Da kam das treue Mädchen auch hin, und wollte immer nicht singen, bis zu allerletzt, da musste es; wie es aber anfang, da erkannte es Roland gleich, sprang auf und sagte: das sey seine rechte Braut, er wolle keine andere und vermählte sich mit ihr; da war sein Leid zu End und seine Freude ging an.

In diesem Märchen erfahren wir zu Beginn, wie tödlich symbiotisch liebende Mutterbindung sein kann und wie wichtig es ist, sich dieser Gefahr zu entziehen. Man muss einen wichtigen Eigenanteil opfern, der mit der Gestalt der geliebten Tochter symbolisiert wird, als Ausdruck der

Sehnsucht nach Nähe und Verbundenheit mit der Mutter über die angemessene Zeit hinaus. Die beiden Stiefschwestern sind so gesehen als die zwei aufgespaltenen Seiten einer Mutter-Tochter-Beziehung zu verstehen.

Die schöne Tochter befreit sich mit Mut und Besonnenheit aus der Gewalt des Mütterlichen, beraubt sie ihres Zauberstabes, des Sinnbildes für phallische Macht und Stärke, und sucht in der Begleitung des Liebsten Rolands, eines Symbols für ihre männlichen Anteile und Kräfte, dem Wirkkreis des Mütterlichen zu entgehen.

Auch hier begegnen wir, wie schon im Märchen von der "Gänsemagd", den drei Blutstropfen als Schutz vor den negativen Kräften des Mütterlichen. Sie haben jedoch hier doppelbödige Wirkung und unterstreichen damit den Charakter der Ambivalenz mütterlicher Kräfte schlechthin: Sie führen zur Entdeckung des Todes des gebundenen und der Flucht des autonomen Tochteraspektes.

Blut offenbart sich damit symbolisch als Ausdruck von Lebenskraft, als Schutz, aber ebenso im Gehalt der Abhängigkeit von Blutsbanden als Selbstständigkeit verhindernde Kraft.

Der Bedrohung durch die verfolgende Mutter versucht sich die Tochter durch Verwandlung zu entziehen. Während sie Roland zur Ente macht, einem Symbol für Opfer und Unterwerfung, aber gleichzeitig auch für glückliche Vereinigung, verzaubert sie sich in einen See (Anm. 25). Man könnte mit dieser Aussage das Bild eines aufgeschlagenen Auges vergleichen, das die Nähe zur geistigen Welt als Gegenpol zu den archaisch verschlingenden Kräften des Mütterlichen ebenso anzeigt wie das Enthaltensein im klaren Element positiver Weiblichkeit.

Die zweite schutzgebende Verzauberung mutet schon ichtnäher an: Als Blume wird die Tochter zum Bild weiblicher Schönheit, darüber hinaus aber auch Symbol der Reinheit und Selbstlosigkeit. Die gefährliche Dornenhecke signalisiert aber auch den Schutz, den diese zarte Pflanze erwachender weiblicher Identität noch braucht, um sich der bedrohlichen mütterlichen Übermacht zu erwehren.

Der Liebste Roland als Geigenspieler unterstützt den selbstschützenden

Aspekt. - Die Violine (Anm. 26) trägt als älteste deutsche Bezeichnung den Namen "raven". Etymologisch bedeutet dieses Wort "Rabe", möglicherweise aufgrund einer Ähnlichkeit des dunklen Eigentons damaliger Art; vielleicht wurde das Instrument aber auch mit den symbolischen Fähigkeiten des Raben identifiziert, der in der nordischen Mythologie in der Verdoppelung dem höchsten Gott Odin als Hugin (Gedanke) und Munin (Gedächtnis) zugeordnet wird (Anm.27).

Der heutige Name "Geige" von "geigen" (Hinundhergehen) entspricht der Bewegung des Bogens. Bezogen auf das Märchen würde damit der Aspekt der dynamischen Bewegung, die Veränderung bewirkt, das Schreiten im klangvollen Raum der Gefühle, unterstrichen.

Mit dem Tod der Mutter ist der Erlösungsweg jedoch nicht beendet, er setzt vielmehr erst jetzt in seiner Zumutung von Einsamkeit und Verzicht für das Mädchen ein: Während Roland geht, bleibt es wartend als roter Feldstein am Weg zurück. Steine in ihrer oben bereits angedeuteten tiefen symbolischen Bedeutung sind als "prima materia" Sinnbild für gegensätzliche Prinzipien, wie männlich-weiblich, aber auch Trennung und Wiedervereinigung. Die rote Farbe (Anm. 28) als Ausdruck von Wärme, Liebe und Leidenschaft wurde im Altertum häufig auch in seiner Identität als Schutz vor Gefahr und Bedrohung verstanden. So bestrich man häufig Gegenstände mit roter Farbe, um sie vor bösen Einflüssen zu schützen oder fruchtbar zu machen.

Aus dem Stein wird das Mädchen erneut zu einer Blume, diesmal zu verstehen als ein Gleichnis für inneres Reifen liebender Hingabe. Der Schäfer bietet der Blume eine Hülle der Geborgenheit. Er stellt sich als ein gutes männliches Prinzip dar. Durch seine Wertschätzung ermöglicht er die Versöhnung mit dem Weiblichen, mit der eigenen geschlechtlichen Rolle. Dies ist eine positive Erfahrung, die durch die Begegnung mit einer abwertenden und damit negativ wirksamen Mutter verschüttet worden war. Der Schäfer mag auch stellvertretend für Duldsamkeit, Einfalt des Herzens und Demut stehen. Dies sind Eigenschaften, die das Mädchen im Ausgleich einer aus der Not geborenen, überzogenen Eigenständigkeit in sich nachreifen lassen muss. Sein individuelles Lied wird zum Ausdruck der Ganzheit seiner Persönlichkeit. Erst dieses spirituell durchtönte Selbst-Sein führt zur erkennenden Begegnung mit dem Liebsten Roland auf der neuen Bewusstseins-Ebene Ich-Du.

4 Leben und Tod im Märchen

Das Suchen zwischen Illusion und Realität hilft, die Lebenslüge zu durchschauen und zur Wahrheit zu finden.

Das Märchen: Jugend ohne Alter und Krankheit ohne Tod

Psychologisches Wissen im Märchen wäre nicht wirklich Weisheit, wenn nicht auch immer wieder die Frage nach dem Sinn, die Frage nach dem menschlichen Sein, nach Leben im Werden, in Jugend, aber auch in Alter, in Krankheit und Tod gestellt würde. Das Märchen weiß um das Aufgegebene, den Tod als zum Leben gehörig zu erkennen. Es weiß aber gleichzeitig auch, wie umfassend der menschliche Wunsch ist, diese Erkenntnis zu verleugnen, in der fantasierten Glückseligkeit eines schmerzlosen Paradieses zu leben, ohne sich darüber bewusst zu sein, dass dies unmenschliche Einseitigkeit bedeuten würde.

Nur in der Anerkennung der Endlichkeit meines Lebens ist Unendlichkeit möglich. Leben ohne Tod wird zu einem Zerrbild des Lebens, denn "wer vom Ziel nicht weiß, kann den Weg nicht haben" (Anm. 29).

Im Märchen "Jugend ohne Alter, Leben ohne Tod" sind wir herausgefordert, uns mit diesen Fragen auseinander zu setzen.

Märchentext (Nacherzählung): Jugend ohne Alter und Leben ohne Tod, aus: Es war einmal, Märchen der Völker, Baden-Baden 1958 (Holle Verlag).

Es war einmal ein Königspaar, beide waren jung und schön, jedoch fehlte ihnen zu ihrem Glück ein Kind. Sie hatten schon manches unternommen, waren zu Zauberern und Weisen gegangen, jedoch ohne Erfolg: Sie bekamen kein Kind.

Schließlich hörten sie von einem weisen Alten und baten ihn um eine wirksame Arznei. Der Alte zögerte und meinte, das Kind würde dem Königspaar nur Schmerzen bereiten, doch es bestand auf seinem Wunsch. Der Weise sprach daraufhin: "Ihr werdet ein Kind bekommen, es wird ein Schönkind sein, aber ihr werdet es nicht bei euch behalten können."

Kurz darauf wurde die Königin schwanger und das ganze Königreich freute sich mit ihr. Doch noch ehe das Kind geboren wurde, begann es noch im Mutterleib zu weinen und kein Zaubermittel konnte es beruhigen. Schließlich versprach der Vater in seiner Not und Hilflosigkeit, er wolle ihm Jugend ohne Alter und Leben ohne Tod geben. Daraufhin schwieg das Kind und kam zur Welt. Überall herrschte große Freude und eine Woche wurde die Geburt des Kindes jubelnd gefeiert.

Der Knabe wuchs heran, wurde kühn und gleichzeitig weise und lernte all das in einem Monat, wozu andere ein ganzes Jahr brauchen. Das ganze Königreich war glücklich, einen so weisen und gelehrten künftigen König zu haben.

Plötzlich begann der Jüngling, gerade als er sein fünfzehntes Lebensjahr vollendet hatte, schwermütig und traurig zu werden und er sagte zum König: "Vater, es ist an der Zeit, dass du mir das gibst, was du mir zu meiner Geburt versprochen hast!" Der König wurde sehr bekümmert und meinte, diese Forderung könne er nicht erfüllen, er habe es damals seinem Sohn nur in seiner Herzensnot versprochen, damit er stille sei. Der Jüngling antwortete daraufhin, dass er, wenn es sich so verhielte, durch die ganze Welt ziehen müsse, bis er das Versprochene fände.

Alle Großen des Reiches wollten ihn von diesem Entschluss abbringen, sie versprachen ihm allerlei, doch Schönkind blieb felsenfest bei seinen Worten. Zunächst ging er in die königlichen Ställe, um sich ein Pferd auszusuchen, doch keines war seiner Kraft gewachsen. Schließlich entdeckte Schönkind in einem Winkel ein elendes, schwäriges Pferd, das ihn, als er es am Schweif fasste, fragte: "Was befehlst du Herr, Dank sei Gott, dass ich noch einmal die Hand eines Helden auf mir spüren kann."

Der Prinz erzählte ihm von seinem Vorhaben, und das Pferd riet ihm, von seinem Vater, dem König, Schwert, Lanze, Bogen sowie den Köcher mit Pfeilen zu erbitten, die dieser als Jüngling getragen hatte.

Nach dreitägiger Suche fand Schönkind auf dem Boden einer Truhe die Waffen und Gewänder des Königs aus seiner Jünglingszeit. Er reinigte die verrosteten Waffen mit eigener Hand und nach Ablauf von sechs Wochen glänzten sie wie ein Spiegel.

Gleichzeitig musste er auch das Pferd mit eigener Hand pflegen und ihm sechs Wochen Hafer in Milch kochen. Nach dieser Zeit war auch das Ross wohlgenährt und stattlich, die Geschwüre waren verschwunden und stattdessen hatte es vier Flügel bekommen. Nach drei weiteren Tagen nahm Schönkind Abschied und wurde von 200 Kriegersleuten, mit vielen Wagen voller Vorräte und Geld begleitet. An der Landesgrenze verteilte er die Habe unter die Kriegersleute, schickte sie zurück und schlug den Weg nach Osten ein.

Nach drei Tagen und drei Nächten kam er in ein unwirtliches Gebiet, in dem viel menschliches Gebein herumlag. Das Pferd erklärte, das sei das Reich der bösen Spechtin, die alle umbrächte, die ihr Gebiet beträten. Weiter riet das Pferd Schönkind, seine Waffen bereitzuhalten und mit Pfeil und Bogen nach ihr zu schießen.

Am nächsten Morgen als sie weiterzogen, begegneten sie der Spechtin, die so schnell daherfuhr, dass sie Bäume niederriss. Schönkind schoss ihr mit einem Pfeil einen Fuß ab; als er den zweiten Pfeil auch noch auf sie abschießen wollte, versprach sie ihm, nichts Böses zu tun, wenn er einhalten würde. Sie bewirtete Schönkind in ihrem Haus und behandelte ihn wie einen Gast, dabei stöhnte sie jedoch vor Schmerz. Schönkind nahm den aufbewahrten Fuß aus seinem Ranzen, hielt ihn an die richtige Stelle und sofort heilte er an. Die Spechtin versprach Schönkind eine ihrer drei Töchter, die alle schön waren, zur Frau, doch Schönkind erzählte ihr von seiner Suche. Darauf meinte sie: "Mit diesem Pferd und deiner Tapferkeit wird es dir wohl gelingen."

Nach drei Tagen zog Schönkind weiter und kam nach einer langen Reise in das Gebiet der Skorpionin, einer Schwester der Spechtin. Das Pferd berichtete Schönkind, sie lebe in unerbittlicher Feindschaft mit ihrer Schwester, sie sei noch machtgeriger als diese und habe zudem drei Köpfe.

Mit unerträglichem Geheul und Brausen nahte sich am nächsten Tag die Skorpionin. Ein Kiefer reichte bis zum Himmel, der andere berührte die Erde, doch trotz ihrer Furchtbarkeit gelang es Schönkind, ihr einen Kopf abzuschießen.

Auch die Skorpionin flehte daraufhin um Gnade und bewirtete Schönkind reichlich. Schönkind seinerseits gab ihr ihren Kopf zurück, der auch auf der Stelle wieder anwuchs.

Nachdem sie nach drei Tagen das Reich der Skorpionin verlassen hatten, ruhten sie auf einer blumenübersäten Wiese aus, bevor sie das letzte Abenteuer in Angriff nahmen: Das Pferd berichtete Schönkind, dass der Palast, in dem Jugend ohne Alter, Leben ohne Tod wohne, nicht weit entfernt, jedoch von einem dichten Wald mit den wildesten Tieren umgeben sei. Sich mit ihnen kämpfend auseinander zu setzen sei unmöglich, sie müssten versuchen darüber hinwegzuspringen. Es gelang ihnen, und im Palast fand Schönkind das, was er suchte und gleichzeitig drei wunderschöne Schwestern, die ihn köstlich bewirteten. Er wurde nach und nach mit ihnen vertraut, sie baten ihn zu bleiben und er vermählte sich mit der jüngsten.

Nach der Hochzeit erteilten ihm die drei Herrinnen des Hauses die Erlaubnis, überall herumzustreifen, nur ein Tal solle er vermeiden, es sei das Tal der Tränen.

Lange Zeit verbrachte Schönkind bei den Frauen, doch sie wurde ihm nicht bewusst, denn er alterte nicht. Eines Tages verfolgte er auf der Jagd einen Hasen und schoss dreimal vergeblich auf ihn. Bei dieser Jagd geriet er, ohne es zu merken, in das Tal der Tränen. Als er zurückkehrte, ergriff ihn plötzlich die Sehnsucht nach Vater und Mutter. Ohne dass er etwas erzählte, erkannten die drei Frauen an seiner Unruhe und Traurigkeit, dass er im Tal der Tränen gewesen war.

Schönkind bat sie um die Erlaubnis, nur seine Eltern besuchen zu dürfen, um dann wieder zurückzukehren. Vergebens waren die Bitten der Frauen und des Pferdes, vergebens auch der Hinweis, dass seine Eltern bereits seit Jahrhunderten tot seien; schließlich versprach das Pferd, Schönkind unter einer Bedingung zurückzubringen: Er müsse vor Ablauf einer Stunde sich wieder vom elterlichen Palast trennen, sonst würde das Pferd allein umkehren.

Schönkind entdeckte auf dem Rückritt, dass alles verändert war, dass die Gestalt der Skorpionin und der Spechtin die Zeit nur als Märchen überdauert hatten. Dabei bemerkte er nicht, dass ihm Haare und Bart

weiß wurden. Er wurde vielmehr zornig, während der Bart ihm schon zum Gürtel reichte und die Beine zu zittern begannen.

Im Reich seines Vater gab es andere Städte, andere Menschen und alles war so verändert, dass er es nicht mehr wieder erkannte. Das Pferd wollte ihn wieder mit zurücknehmen, doch Schönkind verabschiedete sich und sprach: "auch ich hoffe, bald zurückzukehren."

Schönkind durchstriefte die Paläste, in denen er aufgewachsen war, in jedem Gemach suchte er die Erinnerung zu wecken und stieg schließlich in einen Keller, dessen Eingang von Trümmern versperrt war.

Sein Bart reichte ihm inzwischen bis zu den Knien und die Augenlider musste er mit den Händen heben. Schließlich entdeckte er eine vermoderte Truhe. Er öffnete sie und begegnete dort dem Tod, der ihn, zu einem Haken zusammengeschrumpft, begrüßte. Der Tod legte die Hand auf ihn, da sank Schönkind tot hin und zerfiel sofort zu Staub.

Das Märchen berichtet von einem jungen Königspaar, das sich innig, aber vergeblich ein Kind wünscht. Psychologisch wird damit ausgesagt, dass die organische Fortentwicklung des Lebens unterbrochen ist, dass psychische Reifung stagniert. Das Königspaar ist verhindert, die angemessene nächste Stufe, die Elternschaft zu erreichen. Unter großem äußeren Einsatz gelingt es, eine Befruchtung auf magische Weise zu erreichen. Mit diesem Schritt wird jedoch die ursprüngliche Lebenssituation in ihrem Leid, ihrem Schmerz negiert und damit die Chance, daran zu reifen, ausgeklammert.

In der Verleugnung von Trauer und Verzicht machen die Eltern unbewusst das noch ungeborene Kind zum Träger dieser Gefühlsqualitäten. Diese Delegation, wie wir es heute psychologisch ausdrücken, zwingt das Kind, diejenigen Empfindungen und Eigenschaften der Eltern auszuleben, die für diese selbst unannehmbar erscheinen. Unbewusste Delegationen und Projektionen auf das Kind garantieren den Eltern das Gefühl der Sicherheit.

Schon vorgeburtlich hat Schön-Kind die unausgesprochene Botschaft der Eltern übernommen und lebt sie weinend aus. Hier zeichnet sich ein aktuelles Problem vieler Elternpaare ab, die wohl, ähnlich wie das

Königspaar, die Elternwürde, nicht aber die damit verbundene Bürde des Alterns auf sich nehmen wollen. Auch die Namensgebung "Schön-Kind" wirft ein Licht auf das unbewusste Bedürfnis, dem Gesetz von Zeit und Leben nicht unterworfen zu sein: Alter als der offenbar werdende Verfall der Schönheit darf ebenso wenig Realität werden, wie das Erwachsenwerden als unausweichlicher Schritt in den allmählichen Tod.

Die fünfzehn Jahre des Heranwachsens von Schönkind bedeuten einerseits Reifwerden, umfassen aber auf der anderen Seite den Zeitraum, innerhalb dessen ein junger Mensch Delegationen und Projektionen verinnerlicht, sie zu seinem eigenen persönlichen Konflikt ausgestaltet, der zum Handeln, zu einer Lösung drängt.

Der Trennungs- und Verselbstständigungsprozess des Jünglings mit dem Ziel, das eigene Wünschen zu verwirklichen, mutet zunächst recht autonom an. In einem ersten Schritt sucht er sich ein Pferd, d. h. er bemüht sich um seine eigenen triebhaftvitalen Seiten. Mit dem Pferd wird von alters her eine reiche Symbolik verbunden: Es gilt als Wesen, das sowohl mit dem Licht, als auch mit dem Wasser als zwei Grundelementen Verbindung hat. In der Antike fuhr Helios, der Sonnengott, mit einem weißen Viergespann am Himmel, aber auch der griechische Meergott Poseidon lenkte ein Rossgespann und wurde wohl ursprünglich selbst in Pferdeform verehrt. Bei den indogermanischen Völkern war das Pferd Seelenführer, bei Platon (Anm. 30) Symbol der aufsteigenden Seele selbst.

Diese spendenden und kraftvollen Mächte werden im Märchen als krank und hilflos geschildert. Trotzdem findet zwischen dem jugendlichen Held und seinem Seelenführer ein wechselseitiger Akt des Erkennens statt. Das Pferd spürt den Hauch des Helden, d.h. seine Möglichkeiten zur Ganzwerdung. Es gibt ihm den Rat, Anschluss an die Jugend des Vaters als Voraussetzung für diesen Weg zu finden. Hinter diesem Hinweis steht wahrscheinlich auch, nochmals verschlüsselt, die Ursache der Gesamtproblematik: Weil der Vater die eigene Jünglingshaftigkeit noch besetzt hält, kann der Sohn nicht aus der gebundenen Kindrolle herauswachsen. Er bleibt in krank machender Weise den ungelösten elterlichen Konflikten verhaftet.

Der Jüngling befolgt den Rat und setzt sich gleichzeitig der Zumutung

aus, das Pferd sechs Wochen lang eigenhändig mit Milch und Hafer zu versorgen. Schönkind entwickelt in dieser Interimszeit seine eigenen mütterlich-sorgenden Kräfte, entfaltet dabei aber gleichzeitig auch seine geistig-seelischen Möglichkeiten in der Gesundwerdung des Pferdes, das ihn nun als geflügeltes Pferd, als Lichtträger und Seelenführer auf seinem weiteren Entwicklungsweg begleitet.

In diesem Reifeprozess spielt die Zahl sechs eine entscheidende Rolle. Die Sechs stellt sich erneut dar als Abbild des Vollkommenen und als Ausdruck der Vereinigung der Gegensätze von oben und unten, von Feuer und Wasser, von Luft und Erde, von männlich und weiblich. So vollzieht sich über die Symbolik einer Ganzheit ein Ausgleich der vom Bewusstsein angestrebten Einseitigkeit einer Jugend ohne Alter, eines Lebens ohne Tod.

Auf seiner Suche nach dem illusionären Paradies einseitigen Glücks betritt Schönkind das Gebiet der Furcht erregenden Spechtin. Dieser Vogel (Anm. 31) verkörpert symbolisch Vorstellungen von Schutz und Glück, er gilt als weissagend und vorausschauend.

Im Märchen wird dieser Vogel weiblich dargestellt, im Besitz von dämonischer Gewalt. Es gelingt Schönkind jedoch durch den Doppelaspekt von Entmachtung und Heilung, dem Vogel zu seinen positiven Kräften zu verhelfen, die wegweisend weiterführen.

Der nächste Bewusstseins-schritt umschließt die Konfrontation mit den gefährlichen und todbringenden Mächten der Skorpionin. Im Gilgamesch (Anm. 32) gehört der Skorpion neben der Schlange zu den Widersachern des Lichtgottes. Damit bedeutet für Schönkind das Durchschreiten dieses Reiches die Auseinandersetzung mit seinen eigenen dunklen Seiten, die tiefe Begegnung mit dem dunklen Widersacher der eigenen vom Bewusstsein angestrebten lichten Glückseligkeit.

Der Kampf mit diesen archaisch negativen Eigenanteilen beinhaltet die Gefahr, kopflos zu werden. Indem Schönkind zu diesem Zerstörerischen, Lebensfeindlichen eine Beziehung aufnimmt, löst sich die Gefahr. Die Skorpionin wird zu ihren positiven Geistkräften des Wegweisens erlöst.

Die dritte lebensbedrohende Situation, die wilden Tiere, Verkörperungen

der eigenen vitalen Triebnatur in ihrer destruktiven Qualität, müssen im Sprung genommen werden, um in träumender paradiesischer Gemeinsamkeit, in ewiger Jugend mit den drei Schwestern leben zu können.

Mit dem Erreichen des von den Eltern Schönkinds fantasierten Ziels ahnt er, dass das einseitige Paradies nicht der Garant für Glück und Zufriedenheit ist. Es ist eine bittere Erkenntnis vieler Menschen, sich am Ende einer kampf erfüllten Jagd nach dem Glück äußerlich am Ziel der Wünsche, innerlich jedoch leer und unzufrieden zu fühlen. Nur ein Streben im Wissen um die Polarität des Lebens führt zur Erfahrung der Ganzheit und damit zur Zufriedenheit.

Im Märchen wird in einseitiger Huldigung der Jugend das Thema Sexualität, Zeugung und Geburt ausgeklammert, das Gegenpol und gleichzeitig Weg zu Alter und Tod ist. So ist es psychologisch folgerichtig, dass Schönkind, dem Hasen als Sinnbild und Verkörperung von Sexualität und Fortpflanzung folgend, kopflos wird, die rationalen Ermahnungen aus dem Bewusstsein verliert und seinen eigenen abgeschnittenen Gefühlsbereich, dem Tal der Tränen, begegnet.

Die Depression, das noch unbewusste Trauern, gehört, wenn auch oft verborgen hinter Aktivität und Jagd nach Glückseligkeit, zu jeder einseitigen Lebensführung. Sie hat damit kompensatorische Funktion und will das Bewusstsein auf einen bis jetzt ausgeklammerten Lebensbereich hinweisen. Es keimt in Schönkind Sehnsucht, das Bedürfnis, den einseitigen Weg zurückzugehen. Dabei wird ihm Schritt um Schritt das Gefühl der Einsamkeit, das Fremdsein in der Welt bewusst als übergroßes Opfer, das ihm sein egozentrischer Einseitigkeitswahn abverlangte.

Das Pferd als sein geistiger Helfer begleitet ihn auch in das sich vollziehende Alter, aber es trennt sich von ihm, als Schönkind in naiver Vergangenheitsschau den Prozess eigener Vergänglichkeit nicht bewusst erleben und erleiden kann. Sein Weg führt nicht in einem organischen, sich ständig wandelnden Prozess in das Stadium des Alters als Stufe von Weisheit und Erkenntnis, sondern Schönkind vergeht, wird zu Staub, ähnlich dem Wort des Mystikers Jakob Böhme (Anm. 33), der sagt:

"Wer nicht stirbt, bevor er stirbt,
der verdirbt, wenn er stirbt."

Dieses Märchen in seinem uns erschütternden und wachrüttelnden Wissen lehrt uns, die Begrenztheit unseres Lebens anzuerkennen. Es lehrt uns, die Gesetzmäßigkeiten des Lebens wahrzunehmen, uns seiner Gegensatzspannung in Bewusstheit auszusetzen. Im Einklang mit dem Lebensgesetz der Polarität ist es möglich, einen Bezug zu den selbstheilenden Kräften der Psyche herzustellen, die den Weg zum inneren Gleichgewicht eröffnen. Die Verwirklichung dieses Harmoniegesetzes (Anm. 34) in uns stellt uns täglich neu vor die Aufgabe, die Gegensätze des Lebens nicht in blinder Einseitigkeit zu verleugnen, sondern sie in der Anerkennung ihres Seins miteinander zu versöhnen. Goethe (Anm. 35) drückt diese Weisheit mit seinen Worten aus:

"Und so lang du das nicht hast
Dieses: stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde."

Literaturangaben

1. Schiller an Cotta am 16. 11. 1794, zit. nach Theodor Friedrich: Goethes Märchen mit einer Einführung und einer Stoffsammlung zur Geschichte und Nachgeschichte des "Märchens", Philipp Reclam, Leipzig, o. J.
2. Christian de Troyes: Perceval, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart, Sonderausgabe 1977.
3. K. Lauchmann, Herausgeber: Wolfram von Eschenbach, Parzifal, Cotta Erstausgabe 1830.
4. Joh. Wolfgang von Goethe: Ges. Werke: Das Märchen.
5. Herder Lexikon der Symbole, Herder Verlag, Freiburg i. Br., 1978/3.
6. Gerd Heinz-Mohr: Lexikon der Symbole, Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln 1974/3.
7. C. G. Jung: Symbole der Wandlung, Walter Verlag, Olten, 1973.
8. B.E. Siebs: Weltbild, symbolische Zahl und Verfassung, Scientia Verlag, Aalen, 1969.
9. Herder Lexikon der Symbole, Herder Verlag, Freiburg, 1978/3.
10. Manfred Lurker: Wörterbuch der Symbolik, Kröner Verlag, Stuttgart,

1985/3.

11. Dorothea Forstner: Die Welt der christlichen Symbole, Tyrolia Verlag, Innsbruck, Wien, München, 1977/3.

12. Herder Lexikon der Symbole, Herder Verlag, Freiburg i. Br., 1978/3.

13. C. G. Jung: Symbole der Wandlung, Ges. Werke, Bd. 5, S. 121 ff.

14. K. M. Pflüger (Hrsg.): Neid, Eifersucht und Rivalität, vom konstruktiven Umgang mit dem Bösen, Bonz, Fellbach, 1981.

15 B. E. Siebs: Weltbild, symbolische Zahl und Verfassung, Scientia Verlag, Aalen, 1969.

16 Manfred Lurker: Wörterbuch der Symbolik, Kröner Verlag, Stuttgart, 1985/3.

17. Herder Lexikon, Germanische und keltische Mythologie, Herder Verlag, Freiburg i. Br., 1982.

18. Herder Lexikon der Symbole, Herder Verlag, Freiburg i. Br., 1978/3.

19. Lexikon der antiken Mythen und Gestalten, List Verlag, München, 1973.

20. Angelus Silesius: Aus dem cherubinischen Wandersmann, Insel-Bücherei Nr.41.

21. Manfred Lurker: Wörterbuch der Symbolik, Kröner Verlag, Stuttgart, 1985/3.

22. Dorothea Forstner: Die Welt der christlichen Symbole, Tyrolia Verlag, Innsbruck, Wien, München, 1977/3.

23. Monumente großer Kulturen: Maya, Hasso Ebeling Verlag, Luxemburg, 1974.

24. Jose Zevala: Die psychische Entwicklung in altmexikanischer Symbolik, Bonz, Fellbach, 1977.

25. Herder Lexikon der Symbole, Herder Verlag, Freiburg i. Br., 1978/3.

26. Friedrich Oberkogler: Vom Wesen und Werden der Musikinstrumente, Novalis Verlag, Schaffhausen, 1976.

27. Herder Lexikon, Germanische und keltische Mythologie, Herder Verlag, Freiburg i. Br., 1982.

28. Joh. Wolfgang von Goethe: Farbenlehre, Verlag Freies Geistesleben, 1979.

Max Lüscher: Farbige Gedanken - Anmerkungen zum Thema Farbe von Lüscher und Goethe u. a., herausgegeben von Gebr. Schmidt, Druckfarbenfabrik Frankfurt/M., Köln, Berlin, o. J.

29. Christian Morgenstern: Wer vom Ziel nicht weiß, kann den Weg nicht haben, Gedenkausgabe, Urachhaus Stuttgart, 1971.

30. Platon, Ges. Werke, Phaidros 25, 34.
31. Herder Lexikon der Symbole, Herder Verlag, Freiburg i. Br., 1978/3.
32. Gilgamesch, eine Erzählung aus dem alten Orient, Insel-Bücherei Nr. 203.
33. Jakob Böhme: Theosophia Revelata oder Alle göttlichen Schriften, Neudruck in 11 Bänden, herausgegeben von A. Faust, 1942 ff.
34. Max Lüscher: Das Harmoniegesetz in uns - ein neuer Weg zu innerem Gleichgewicht und sinnerfülltem Leben, Econ Verlag, Düsseldorf, Wien, 1985.
35. Joh. Wolfgang von Goethe: Selige Sehnsucht, lyrische Dichtungen, Reise an den Main, Ges. Werke, Cotta Erstausgabe 1830.

Sonstige verwendete Literatur

- Beit, Hedwig v.: Symbolik des Märchens, A. Francke Verlag, Bern, 1986/7.
- Beit, Hedwig v.: Gegensatz und Erneuerung im Märchen, A. Francke Verlag, Bern, 1983/5.
- Bettelheim, Bruno: Kinder brauchen Märchen, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1977.
- Belize, Wolfgang: Mythen der Ägypter, Claasen, Düsseldorf, 1982.
- Clarus, Ingeborg: Du stirbst, damit du lebst. Die Mythologie der alten Ägypter in tiefenpsychologischer Sicht, Bonz, Fellbach, 1980.
- Clarus, Ingeborg: Odysseus und Oedipus-Wege und Umwege der Seele, Bonz, Fellbach, 1986.
- Lexikon der Symbole, Fourier Verlag, Wiesbaden, 1983/4.
- Vollmer, Dieter: Sonnenspiegel, Widar Verlag, Rotenburg/Wümme, 1983.